1,30 DM / Band 53
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

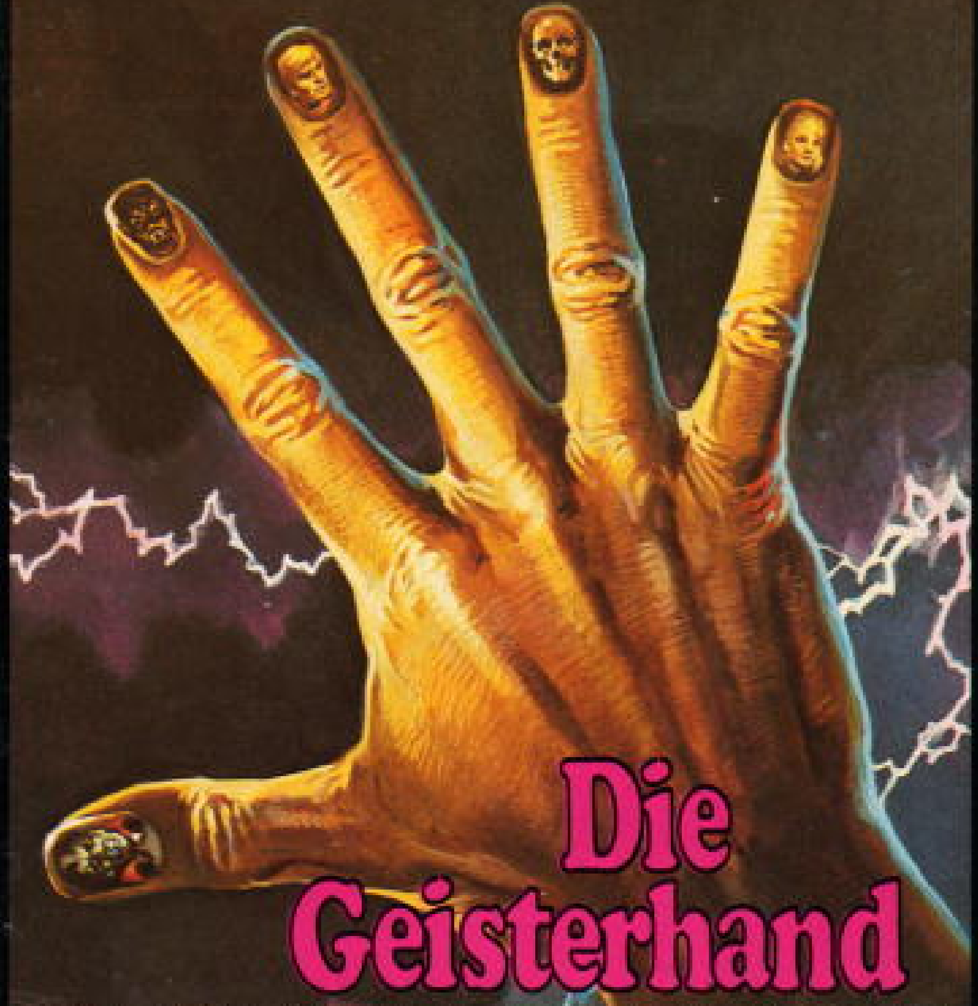
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Geisterhand

Belgien F 24 / Frankr. F 3.20 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. hfl 1,60 / Schweden kr 3.75 i.m. / Spanien P 60



Die Geisterhand

John Sinclair Nr. 53

von Jason Dark

erschienen am 10.07.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Geisterhand

Sein Spiel verzauberte Tausende! Sie nannten ihn den Meister am Piano – oder den Mann mit den Goldenen Händen. Wenn er spielte, vergaßen seine Zuhörer die Welt und ließen sich gefangennehmen von einem Rausch an Klängen und Melodien.

Antonio Scaramanga! Dieser Name ließ die Musikwelt aufhorchen. Doch niemand ahnte, daß seine Genialität nicht angeboren war. Er hatte sie gekauft – vom Satan!

Und der Höllenfürst gibt nie etwas umsonst, auch keine Geisterhand.

Allmählich wurde es dunkler. Es war wie im Kino, kurz vor dem Film. Spannung und Nervenfieber hatten den kleinen Kreis der Auserwählten ergriffen. Denn sie warteten auf ihn – auf den Meister.

Dunkelheit.

Stille.

Nur hier und da ein unterdrücktes Hüsteln, ein schwerer Atemzug. Der kleine Theaterraum war bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Luft war schlecht. Zu wenig Sauerstoff, dafür Parfümwolken, die unsichtbar unter der stuckverzierten Decke schwebten.

In den vorderen Reihen war es ein wenig kühler. Hin und wieder fächerte dort ein Luftzug vorbei.

Im Orchestergraben stand niemand. Denn derjenige, der heute auftrat, brauchte keine untermalende Begleitung. Er war Künstler genug.

Künstler? Nein, seine Anhänger bezeichneten ihn als Genie, als absoluten Top-Star, als jemand, dem niemand zuvor das Wasser reichen konnte.

Der schwarze Vorhang war mehr zu ahnen als zu sehen. Wenn an ihm der Luftzug vorbeistrich, bewegten sich die Stoffwellen wie bei einem Meer.

Der Meister ließ sich Zeit.

Die Spannung wuchs.

Flüstern. Dann eine zischende Stimme: »Ruhe! Sie verderben ja alles!«

Das Flüstern verstummte.

Wann endlich trat der Meister auf?

Da! Der Vorhang raschelte. Deutlich war es zu hören. Dann fuhren die beiden Hälften auseinander.

Zwei Punktstrahler durchschnitten die Dunkelheit. Ihr Ziel befand sich auf der Bühne und riß zwei in weißen Handschuhen steckende Hände aus der tintigen Schwärze.

Zehn Finger!

Finger, die sich bewegten, die kreisten, zeigten, aufforderten, und die dem Willen eines dämonischen Befehlshabers folgten.

Die Hände glitten in die Höhe, die Spotlights folgten, begleiteten sie, ließen sie nicht einen Augenblick los und machten das Spiel der Finger zu einer wahrhaft faszinierenden Schau.

Zwei Hände!

Teufelshände? Normale Hände? Hände eines Genies – oder alles zusammen…?

Ein Tusch!

Laut hallte er durch das kleine Theater. Die Zuschauer zuckten zusammen.

Lichterflut. Urplötzlich, übergangslos. Sie riß die Bühne aus der

anonymen Schwärze, fast explosionsartig und schockierend.

Im Mittelpunkt stand der Meister.

Strahlend, lächelnd, sich seines Sieges und der Ovationen jetzt schon bewußt.

Beifall brandete auf. Die Zuschauer sprangen hoch, klatschten und trampelten mit den Füßen. Beifall und Trampeln steigerte sich zu einem wahren Orkan, der gegen die Decke des kleinen Theaters stieg.

Der Meister wußte, daß er gern gehört wurde. Sein Name war weltbekannt. Er war es, der die Herzen der Musikliebhaber hatte höher schlagen lassen. Ein Meister auf dem Klavier, ein Tasten-Virtuose, der Mann mit den Wunderhänden.

So hatte man ihn genannt.

Ihn – Antonio Scaramanga!

In Siegerpose stellte er sich auf und ließ den Beifall an sich vorüberrauschen. Die Arme hatte er hochgestreckt und die Hände über seinem Kopf zusammengelegt. Ein strahlendes Siegerlächeln zeichnete sein asketisch schmales Gesicht, doch die Augen erreichte das Lächeln nicht. Sie blieben kalt, wie dunkle Murmeln, die ihm jemand in die Augenhöhlen gesetzt hatte.

Doch das bemerkte keiner der Anwesenden. Denn die, die gekommen waren, glaubten an ihn. Sie wollten ihn sehen und spielen hören. Sie waren ihm hörig.

Der Dämon am Flügel, so hatte ihn einmal eine Zeitung genannt. Und das war nicht übertrieben, denn wenn er spielte, drang seine Musik in die Seelen der Menschen ein und verzauberte sie.

Schon als Kind erhielt er den Beinamen ›der Wunderknabe‹. Das Klavierspielen war ihm mit in die Wiege gelegt worden. Er brauchte keinen Lehrer, er setzte sich hin und spielte.

Er gab Konzerte in allen Hauptstädten Europas. Als Zwanzigjähriger erlebte er den Ausbruch des Krieges mit und verschwand in der Versenkung.

Niemand wußte, wo er geblieben war. Nach dem Krieg tauchte er hier und dort wieder auf. Aber er trat nie mehr in öffentlichen Konzerten auf. Wenn er sich an den Flügel setzte, dann sammelte er einen kleinen Kreis Zuhörer um sich und berauschte sie mit seiner Musik.

Antonio Scaramanga war da und verschwand ebenso rasch.

Keiner wußte, wo er wohnte. Bis auf einen ständigen Begleiter hatte er keinen Freund.

Sein Diener, Leibwächter und Sekretär war ein Türke, taub von Geburt an und dem Meister absolut ergeben. Er begleitete ihn auf jedem Konzert.

Langsam verebbte der Beifall.

Der Meister trat zurück und gab ein Zeichen. Der große Lichtkreis

wanderte weiter, bis er auf einem schwarzglänzenden Flügel hängenblieb.

Der Deckel war hochgeklappt. Ein Stab hielt ihn aufrecht. Das Licht wurde von dem glänzenden schwarzen Lack des Flügels reflektiert. Die weißen Tasten leuchteten wie Knochenfinger.

Antonio Scaramanga trat auf den kleinen Drehhocker zu. Geschickt warf er die langen Frackschöße zurück und nahm Platz. Sekundenlang blieb er in seiner leicht gebückten Haltung sitzen, und seine Finger in den weißen Handschuhen schwebten über der Klaviatur. So wie er da saß, wirkte er wie ein Kurzstreckenläufer am Start. Das weiße Gesicht mit dem scharfen Raubvogelprofil gab ihm eine ungeheuer männliche Note. Die Lippen waren zusammengepreßt. Hart und eckig sprang das Kinn vor.

Ein letzter Atemzug, dann fielen die Hände nach unten.

Antonio Scaramanga begann zu spielen…

***

Ted Kronos bezeichnete sich selbst als Menschenjäger.

Er nahm jeden Job an. Wollte ein Gangsterboß einen unliebsamen Konkurrenten aus dem Weg haben, wandte er sich an Kronos. Brauchte eine Versicherung Informationen, die nur auf einem illegalen Weg beschafft werden konnten, bekam Kronos den Job. Und suchte irgendein obskurer Geheimdienst einen Mietkiller, der keine Fragen stellte, wurde Kronos gerufen.

Sein Vater war Grieche, die Mutter Schottin. Er wuchs in Athen und Glasgow auf, doch inzwischen war sein Arbeitsgebiet die ganze Welt geworden.

Und nun war er hinter Scaramanga her.

Im Auftrag eines Multimillionärs suchte er den Klavierspieler. Sein Klient gab Scaramanga die Schuld am Tode seiner Tochter und hatte Kronos angewiesen, Beweise und Scaramanga selbst zu beschaffen.

Hunderttausend Dollar sollte der Job bringen.

Die Hälfte war bereits überwiesen.

Kronos hatte Scaramangas Spur gefunden. In einem kleinen Privattheater im Londoner Stadtteil Soho trat er an diesem Abend auf. Kronos wollte die Gelegenheit nutzen, um in die Garderobe des Meisters einzudringen. Sicherlich bewahrte er dort belastendes Material auf. Falls er keins fand, würde er sich an Scaramanga persönlich halten. Seine Methoden waren international bekannt. Um Aussagen von jemandem zu bekommen, kannte Kronos keine Skrupel.

Bewaffnet war er mit einem Colt Ruger und einem Stilett.

Das Theater lag in einer Seitenstraße, in der Nähe der Kingsly Street.

Der Stuckfassade nach schien es aus der Jahrhundertwende zu stammen. Über eine Mauer mußte Kronos klettern, um in den

schmalen Hinterhof zu gelangen.
Dort preßte er sich an die Wand und blieb erst einmal stehen.
Es war dunkel. Nicht einmal eine Laterne brannte, und Kronos wartete, bis sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten.
Er war ein knochiger Typ mit leicht hervorquellenden Augen und einem eckigen Gesicht. Das Haar trug er links gescheitelt. Es fiel halb über die Ohren.
Bekleidet war er mit einem Jackett und einer engsitzenden Cordhose. Vor der Hintertür blieb er stehen, holte seine Punktleuchte hervor und besah sich das Schloß.
Ein geringschätziges Lächeln flog über sein Gesicht, als er erkannte, wie einfach es sein würde, das Schloß zu knacken. Mit einem Griff hatte er das hierzu erforderliche Werkzeug gefunden, ließ einen schmalen Stab teleskopartig ausfahren und werkelte einige Sekunden lang im Türschloß herum.
Es schnappte auf.
Kronos nickte befriedigt und drückte die Tür nach innen auf. Das war geschafft.
Der Killer hatte sich vorher genau über den Grundriß des kleinen Theaters informiert. Es machte ihm deshalb nichts aus, plötzlich in einem stockfinsteren Gang zu stehen. Er wußte genau, wo er langging.
Kronos ließ hin und wieder seine kleine Lampe aufblitzen, erreichte eine Treppe und schlich auf Zehenspitzen die Stufen hoch. Er glaubte, die Klaviermusik zu hören. Aber das konnte auch Einbildung sein. Er konzentrierte sich auf die Geräusche um ihn herum.
Still war es nicht.
Überall knackte und raschelte es. Das alte Haus lebte, das Holz arbeitete. Es bewegte sich, wie die Stufen unter den Füßen des sich anschleichenden Killers.
Die Garderoben lagen in der ersten Etage des Theaters. Winzige Räume, kalt und feucht.
Man brauchte keinen Wert mehr auf Image zu legen. Wer hier gastierte, der hatte sowieso kaum eine Chance, einmal nach ganz oben zu kommen.
Es wurde viel Experimentiertheater gespielt. Für bestimmte Gruppen von Zuschauern, die so etwas toll fanden.
Um so erstaunlicher war es, daß Antonio Scaramanga in diesem Theater auftrat.
Dafür mußte es keinen Grund geben.
Und Ted Kronos war entschlossen, ihn herauszufinden. Außerdem lockten noch weitere Fünfzigtausend. Und die waren nicht zu verachten.
Er erreichte die erste Etage.
Der Lampenschein huschte für einen Moment an der Wand entlang,

und Kronos sah einen Pfeil, der in Richtung Bühne wies. Er schlug den entgegengesetzten Weg ein.

Dorthin, wo die Garderoben lagen.

Die Mauer des Ganges war nicht mehr neu verputzt worden. Das alte Zeug war abgeblättert und lag auf dem Boden herum. Es knirschte, wenn Kronos darüber schritt.

Er war sicher, daß man ihn nicht hörte. Der Stumme bestimmt nicht, und Personal gab es nicht, soviel er wußte. Überhaupt war Scaramangas Auftritt ziemlich rätselhaft, und Ted Kronos fragte sich, was er damit bezweckte.

Bestimmt nichts Gutes. Doch das war Kronos im Prinzip egal. Er kümmerte sich auch nicht um bestehende Gesetze. Hauptsache, die Mücken stimmten.

Es standen mehrere Garderobenräume zur Verfügung. Die meisten waren abgeschlossen. Der Eindringling fand nur zwei offene Türen.

Er schaute in den ersten Raum und sah im Strahl seiner Minilampe nur verstaubte Requisiten. Dort hielt sich sein ›Opfer‹ bestimmt nicht auf.

Der zweite Raum war interessanter und auch größer. Er umfaßte zwei Zimmer, durch eine Schiebetür getrennt.

Über einem Schminkspiegel brannte eine einsame Lampe. Ihr Licht reichte kaum aus, um die Ecken auszuleuchten. Es roch nach einem herben Männerparfüm. Kronos bewegte witternd die Nasenflügel.

Er wurde plötzlich übervorsichtig und zog seinen Ruger Colt. Fest umspannte die Hand den Kolben.

Ted Kronos witterte förmlich die Gefahr. Etwas lag in der Luft. Aber was?

Was stimmte hier nicht?

War es der alte Holzschrank, der ihn so nervös machte? Oder lauerte die Gefahr hinter der Schiebetür?

Kronos dachte an die zweite Möglichkeit und bewegte sich auf Zehenspitzen vor. Sein Körper hatte sich in eine Maschine verwandelt. Ted Kronos war bereit, schon bei der geringsten Bewegung oder beim kleinsten verdächtigen Geräusch sofort zu schießen.

Die Schiebetür stand soweit offen, daß er bequem hindurchschreiten konnte.

Dicht davor blieb er stehen.

Seine Augen hatten sich zu schmalen Sicheln verengt. Licht und Schatten bildeten einen verwirrenden Kontrast. Kronos spürte plötzlich etwas von der unheimlichen Aura, die dieser Raum ausströmte, und zum erstenmal seit langem bekam er das Gefühl der Angst. Bisher war er bei all seinen Jobs eiskalt gewesen, doch nun sträubten sich ihm die Nackenhärchen.

Umkehren?

Vielleicht war dies sogar richtig, aber da lockten noch fünfzigtausend Dollar, und diese Summe gab schließlich den Ausschlag. Ted Kronos, der eisenharte Bursche, schüttelte das Gefühl ab wie ein nasser Hund die Wassertropfen.

Er wuchtete sich förmlich durch den Spalt und kreiselte mit angeschlagener Waffe sofort herum.

Da stand er.

Antonio Scaramanga!

Die Augen des Eindringlings weiteten sich. Ein Schauer jagte über seinen Körper.

Das durfte nicht sein. Das war unmöglich.

Antonio Scaramanga befand sich im Theater und spielte Klavier. Er hatte es doch gehört.

Scaramanga lachte. Es war ein widerliches, leises, aber auch gefährliches Lachen. Obwohl Kronos seine Waffe in der Hand hielt, fühlte er sich klein und schwach. Dieser unbewaffnete Scaramanga schien ihm haushoch überlegen zu sein.

Aber wieso? Er hatte doch die Waffe, und der Künstler stand waffenlos vor ihm. Deutlich sah er die Hände mit den weißen Handschuhen.

Antonio Scaramanga sprach ihn an. »Du wolltest mich töten?« fragte er.

Kronos schluckte. Was sollte er darauf antworten? Hastig schüttelte er den Kopf. »Nein, ich…«

»Ja bitte?«

Die Frage klang überheblich. Scaramanga war sich seiner Lage und Situation sehr wohl bewußt, als könnte ihn nichts mehr auf dieser Welt erschüttern.

Und das ließ in Kronos die Galle hochsteigen. »Piano-Hengst!« flüsterte er, »du mieser Caféhaus-Klimperer. Ich werde es dir zeigen. Ich weiß nicht, wer an deiner Stelle vor dem Flügel sitzt und spielt, aber ich weiß, daß du jetzt mit mir kommen wirst, und wenn du dich weigerst, dann pumpe ich dich voll Blei.«

»Narr«, erwiderte Scaramanga. »Hirnloser, überheblicher Narr. Ich bin stärker als du.« Er lachte wieder. »Denn wer den Teufel zum Freund hat, fürchtet keine Menschen mehr.«

Die Sprache verstand Kronos. »Dann sind wir uns einig«, sagte er. »Auch ich habe den Schwarzen Bruder zum Freund. Ich verlasse mich immer auf ihn.«

Scaramanga hob die Hände.

Kronos war beruhigt. »Endlich wirst du vernünftig«, sagte er.

»Moment!« Scaramangas Stimme klang im Befehlston. »Ich möchte nur meine Handschuhe ausziehen.«

»Wenn’s dir Spaß macht…«

»Danke.«

Kronos lächelte überheblich. Er war jetzt sicher, daß er den Kerl geschafft hatte. Die Mündung des schweren Colt-Revolvers wich um keinen Zoll ab.

Scaramanga sollte Angst haben.

Und von seinem türkischen Diener und Leibwächter war auch nichts zu sehen. Vielleicht hockte der sogar vor dem Flügel und klimperte auf der Klaviatur herum.

Antonio Scaramanga nahm erst den linken Handschuh. Mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand faßte er zu und lupfte den Handschuh ab.

Warum machte er davon soviel Wirbel? Kronos wunderte sich. Wenn jemand seine Handschuhe auszog, dann war das ein ganz normaler Vorgang, aber der Kerl hier tat, als wäre er ein Zauberer.

Oder hatte er einen schmutzigen Trick in der Hinterhand? Wenn ja, würde ihm Kronos den austreiben.

Der erste Handschuh fiel zu Boden. Deutlich hob sich der weiße Stoff vor dem Dunkelrot der Dielen ab.

Der nächste Handschuh.

»Leg' mal einen Zahn zu, Freund«, sagte Kronos. »Ich will hier keine Wurzeln schlagen.«

»Gemach, mein Lieber.« Scaramanga lächelte. »Du wirst noch früh genug sterben.«

»Was war das?« Kronos' Stimme klang drohend und lauernd zugleich.

»Augenblick.« Der Künstler gab sich sehr souverän, als er den zweiten Handschuh zu Boden fallen ließ.

»Okay, Freund«, sagte Scaramanga. »Bis hierher habe ich das Spiel mitgemacht. Doch jetzt läuft es nach meinen Regeln weiter. Sieh her!«

Im gleichen Augenblick streckte Scaramanga seinen rechten Arm aus und drehte die Hand so, daß Kronos dabei auf die Fingernägel schauen konnte.

Vier sahen normal aus.

Doch der fünfte…?

Ted Kronos hatte plötzlich das Gefühl, verrückt zu werden. Der Daumen zeigte keinen normalen Nagel mehr, sondern ein Bild.

Einen Mann.

Ted Kronos.

Wie auf einer Leinwand waren Kronos und Scaramanga auf dem Daumennagel zu sehen. Und er zeigte noch mehr. In seinem Rücken tauchte plötzlich eine Gestalt auf. Diese Gestalt hielt ein Messer in der Hand. Ein Messer mit langer, leicht gekrümmter Klinge, deren Spitze auf Kronos' Rücken zeigte.

Ted Kronos drehte durch. Das war reinstes Zauberwerk. Blendwerk des Teufels.

»Nein!« brüllte er. »Mit mir nicht!«
Ted Kronos schoß. Er jagte die Kugeln in den Körper des Klaviervirtuosen. Doch die Geschosse fegten einfach hindurch, klatschten in die Wand und blieben dort stecken.
Während sich Scaramangas Gesicht zu einem höhnischen Lachen verzerrte, spürte Ted Kronos plötzlich einen beißenden Schmerz im Rücken.
Das Messer! dachte er noch…
Dann rutschte ihm die Waffe aus den Fingern, und er fiel schwer zu Boden.
Über die Leiche hinweg schauten sich Scaramanga und der Türke an. Sie lächelten. Scaramanga aber hob seine Handschuhe auf, streifte sie über, winkte seinem Leibwächter noch einmal zu und verschwand.
Er löste sich auf. Wie ein Nebelstreifen unter der Sonne.
Und im Zuschauerraum hallte der tosende Beifall von den Wänden wider.
Antonio Scaramanga feierte wieder einen Triumpf als Pianist.

***

Der Beifall rauschte durch den kleinen Zuschauerraum. Die Menschen waren aufgesprungen und huldigten dem Meister. Blumensträuße, Pralinenschachteln, Seidentaschentücher, Zettel mit Adressen und Pfundnoten wirbelten auf die Bühne und übergossen Antonio Scaramanga wie ein Regen.
Der Meister nahm dies lächelnd hin.
Er war so etwas gewohnt. Nicht zum erstenmal gerieten die Zuhörer außer Kontrolle, und genau das wollte er. Niemand stieg zu ihm auf die Bühne, aber gestandene Männer und Frauen sprangen am Rand des Orchestergrabens wie Kinder hoch. Ihre Gesichter strahlten, in den Augen lag ein Leuchten, das nicht mehr weit vom Fanatismus entfernt war.
Es fiel auf, daß mehr Frauen als Männer die Vorstellung besuchten. Und das hatte seinen Grund. Frauen waren leichter zu beeinflussen. Wenigstens für Antonio Scaramanga.
Er hatte die Situation und die Frauen voll im Griff.
Beide Arme streckte er aus und bewegte die Finger in einem bestimmten Rhythmus vor und zurück, so als wollte er sagen, kommt zu mir. Ich gebe euch alles.
Weiter brauste der Beifall.
Antonio Scaramanga trat zurück, legte die linke Hand auf den Flügel und verbeugte sich.
Immer wieder…
»Einen Augenblick bitte!« Er rief gegen den Beifall und den Jubelsturm an, und es dauerte, bis er sich Gehör verschafft hatte. Das

Klatschen hörte völlig auf, die Stimmen wurden leiser – Ruhe…

»Liebe Freunde«, sagte Scaramanga, »Ihr Beifall ist für mich die Kraft des Lebens. Aber irgendwann muß auch ich mich erholen. Und so etwas geschieht in der Pause. Gönnen Sie mir diese Viertelstunde bitte, damit ich hinterher für Sie, für Sie und auch für Sie besser und noch schöner spiele.«

Bei jedem für Sie schaute er eine Dame an, und unter seinem Blick schmolzen die Herzen der meist betuchten Ladys. Es hatte schon etwas Verruchtes an sich, für einen Mann wie ihn zu schwärmen. Die Monotonie des Alltags wurde aufgelockert, ein Hauch von Sünde und Verworfenheit schlich sich in das oft langweilige Dasein ein. Man hatte hinter vorgehaltener Hand etwas zu tuscheln. Freundinnen und Bekannte wurden neugierig, man wurde selbst wieder interessanter. – Es hatte etwas für sich, mal aus dem Alltagsleben auszubrechen.

So dachte auch Lydia Linkerton, Gattin eines schwerreichen Importkaufmanns. Sie war allein zur Vorstellung gekommen. Ihr Mann hatte geschäftlich in Paris zu tun und würde den Abend sicherlich auf seine Weise verbringen.

Das hieß: Champagner, Wein und junge Mädchen.

Lydia hatte sich daran gewöhnt. Sie ging ihren Weg. Und der führte zu Antonio Scaramanga.

Noch einen Vorteil besaß sie. Sie war finanziell völlig unabhängig. Sie selbst hatte ein beträchtliches Vermögen mit in die Ehe gebracht, von dessen Zinsen sie leben konnte.

Ihr Hobby war Antonio Scaramanga!

Sie besuchte, wenn es eben ging, jedes seiner Konzerte. Ihr Mann hatte dafür nur ein müdes Lächeln übrig. Durch seinen Kopf schwirrten andere Dinge.

Die meisten Zuschauer hatten sich wieder gesetzt. Einige verschwanden auch durch eine Seitentür. Ein Theaterfoyer gab es zwar, aber es wurde nicht genutzt. Nicht für Empfänge, nicht für Ausstellungen und auch nicht für irgendwelche Treffen.

Mäntel und Jacken hingen an den Garderobehaken. Frauen, die auf die Kleidung achteten, gab es nicht. Alles wirkte trostlos und verstaubt, wie ein Relikt aus dem vergangenen Jahrhundert.

Niemand achtete auf die knapp vierzigjährige schlanke Frau, die durch das Foyer schritt, sich nicht nach rechts oder links umsah und auf eine schmale Tür zuging.

Vor der Tür schaute sich die Lydia Linkerton noch einmal um und verschwand dann.

Sie fröstelte in ihrem langen, blutroten und tief ausgeschnittenen Kleid, als sie den engen Gang hinter der Tür betrat. Die Notbeleuchtung verbreitete einen schwachen grünlichen Schimmer und ließ die Haut der Frau geisterhaft fahl aussehen.

Vor ihr lag eine Wendeltreppe.

Lydia Linkerton schritt die Stufen hoch und zuckte jedesmal zusammen, wenn sie das Echo ihrer eigenen Schritte hörte. Obwohl man sie erwartete, hatte sie Angst, irgend jemand könnte sie hören. Und sie bemühte sich, leise zu sein.

Die Treppe mündete in den Gang, der zu den Garderoben führte. Der Meister hatte ihr erklärt, wo seine Garderobe lag, trotzdem schaute sich die Frau vorsichtig um, als sie den Gang entlangschritt.

Ein Adrenalinstoß jagte durch ihren Körper, als sie vor der Tür stehenblieb. Sie bekam eine Gänsehaut.

Jetzt war es soweit.

Tief atmete sie ein.

Sie hob die Hand und krümmte den Zeigefinger. Plötzlich perlte Schweiß auf ihrer Stirn. Die Gedanken überschlugen sich. War das, was sie tat, überhaupt richtig? Begab sie sich nicht in eine große Gefahr, wenn sie jetzt zu ihm hineinging?

Aber er hatte sie gerufen. Er wollte, daß sie kam.

Sie klopfte dreimal, das war das Zeichen.

»Ja?« Die tiefe sonore Stimme des Pianisten jagte ihr jetzt schon einen Schauer über den Rücken. Ohne daß sie es beeinflussen konnte, bildeten sich hektische, rote Flecken auf ihrer Wange.

Sie trat ein.

Der Meister saß vor dem Schminkspiegel. Er führte ein Glas mit Wasser zum Mund und wandte sich erst um, nachdem er das Glas abgestellt und Lydia die Tür geschlossen hatte.

Er schaute sie an.

Sie senkte den Blick.

Antonio Scaramanga lächelte und stand auf.

»Da bin ich«, flüsterte sie.

Der Meister trat auf Lydia zu, nahm ihre rechte Hand und küßte sie. Ein Schauer durchlief die Frau. Sie kam sich unter seinem zwingenden Blick nackt und bloß vor. Ihre Brust hob und senkte sich unter schweren Atemzügen. Ein matter Schweißfilm lag auf ihrem Hals.

»Haben Sie alles?« fragte er.

»Ja.«

»Dann nehmen Sie Platz.« Er wies auf einen kleinen mit Kunstfell bespannten Hocker.

Die Frau setzte sich.

Auch der Meister nahm Platz. Er lächelte weiter, und die Frau senkte den Blick. Mit zitternden Fingern öffnete sie ihre schmale Handtasche. Sie nahm einen prall gefüllten Briefumschlag hervor und übergab ihn dem Meister.

Er legte ihn neben das Wasserglas.

»Du liebst mich?« fragte er.

»Ja.«
»Bist du bereit, es mir zu beweisen?«
»Ja.«
»Würdest du auch für mich sterben?«
Zum erstenmal zuckte Lydia zusammen. Sie hob den Kopf, wollte mit der Antwort zögern, doch unter seinem zwingenden Blick wurde sie schwach. »Ich bin bereit.«
»Auch in dieser Nacht?«
»Für dich gehe ich in den Tod, Geliebter.« Ihre Gedanken waren plötzlich verschwunden. Dafür ertönte in ihrem Kopf der Widerhall des letzten Spiels, und sie hörte zwischen den Tönen eine flüsternde Stimme, die sagte: »Tu es jetzt. Beweise ihm deine Liebe. Er wird dich führen. Er wird deinen Geist aufnehmen…«
Die Stimme war einschmeichelnd und fordernd zugleich. Und sie gehörte ihm. Er beeinflußte ihre Gedanken. Lydia Linkerton dachte nicht darüber nach, wieso das der Fall war, sie nahm es hin.
Als der Meister seine Hände hob, schaute die Frau fasziniert auf die weißen Handschuhe.
Langsam zog er sie aus.
Erst den linken, dann den rechten Handschuh. Er streckte den rechten Arm aus und drehte die Hand so, daß Lydia auf seine Finger schauen konnte – und auf die Nägel.
Ihr Blick weitete sich.
Diese Nägel – sie waren nicht normal. Sie zeigten Bilder, Gestalten, Menschen, Situationen…
Auf dem Nagel des Zeigefingers entdeckte Lydia etwas, das ihr einen Schock versetzte. Das Monster sah aus wie ein Wolf. Weit hatte es die Schnauze aufgerissen, ließ scharfe Zähne sehen und schien anklagend den Mond am Himmel anzuheulen.
Aber sie sah noch mehr, als ihr Blick weiterwanderte. Einen blondhaarigen Mann mit sympathischen Gesichtszügen, dann eine Frau mit ebenfalls blonden Haaren, außerdem zeigte der Daumennagel das Gesicht des Pianisten, allerdings perspektivisch so verzerrt, daß es schon zu einer Grimasse entartete.
Am meisten schockte sie das fünfte Bild.
Das war sie selbst!
Lydia erkannte sich sehr deutlich. Hinter ihr Dunkelheit. Dazwischen ein Funkeln oder Glitzern.
Jetzt drehte sie sich um, schritt wie eine Schlafwandlerin weiter und war verschwunden.
»Würdest du wirklich für mich in den Tod gehen?« Abermals hörte sie die Stimme, und sie konnte nichts anders, als zuzustimmen. Wie hypnotisiert klebte ihr Blick an der Hand fest. Die anderen Figuren verschwanden, machten wieder den normalen Nägeln Platz. Nur das

Bild, das Lydia zeigte, blieb.
Es wurde größer.
Wuchs um das Doppelte, das Dreifache seines ursprünglichen Maßes – und…
Sie fühlte auf einmal einen kalten Luftzug, der über ihr erhitztes Gesicht streifte.
Wo kam der Wind her? In der Garderobe war es schwül und stickig gewesen, jetzt fröstelte sie auf einmal.
An ihrem linken Arm verspürte sie den vertrauten Druck einer führenden Hand.
Der Meister war bei ihr.
»Würdest du für mich in den Tod gehen…?«
Wie Glockenschläge klangen die Worte in ihrem Hirn nach. Ja, sie würde sich hineinfallen lassen in das Reich ohne Wiederkehr. In den Tunnel des Vergessens…
Der Wind blies jetzt von vorn, drückte das Kleid gegen ihren schlanken Körper und zeichnete die Proportionen deutlich ab.
Antonio Scaramanga hatte dafür keinen Blick. Er schaute nach vorn, dorthin, wo das flache Dach des kleinen Theaters zu Ende war…
Die Frau hatte sich nicht getäuscht. Sie befanden sich in der Tat im Freien. Ohne daß sie es gemerkt hatte, war sie von dem Pianisten aus der Garderobe geführt worden.
Noch vier Schritte…
»Weiter, geh weiter«, hörte sie die fordernde Stimme.
Lydia Linkerton gehorchte. Immer näher kam sie dem Rand. Mit jedem Schritt wurde das Verlangen, diesem dämonischen Pianisten alles zu geben, größer.
Zwei Schritte.
Einer noch…
»Bald«, raunte der Meister dicht neben ihrem linken Ohr. »Bald hast du es geschafft…«
Der letzte Schritt.
Lydia Linkerton blieb stehen. Direkt vor dem Dachrand. Es schien, als wäre eine Sperre in ihrem Unterbewußtsein zugefallen und hätte gleichzeitig den dunklen Vorhang vor ihrem eigenen Willen zur Seite gerissen.
»Geh weiter, Lydia…«
Ein tiefer Atemzug. Lydia Linkerton öffnete die Augen, sie senkte den Kopf, schaute auf ihre Zehenspitzen, sah die Tiefe vor sich, die in der herrschenden Dunkelheit nicht auszuloten war.
Plötzlich arbeitete ihr Verstand wieder klar und deutlich.
Scaramanga wollte sie umbringen!
Ganz entfernt glaubte sie, die Klänge des Flügels zu hören. Aber das war nicht möglich, der Meister stand ja neben ihr.

Oder war es nur eine Halluzination?

»Nein!« schrie Lydia. Sie wollte sich herumwerfen, doch da war die Hand in ihrem Rücken.

Ein harter Stoß – ein Schrei…

Der nächste Schritt – ins Leere.

Lydia Linkerton fiel. Der Schrei verstummte. Der Aufschlag – aus…

Antonio Scaramanga hatte gesiegt. Und wieder löste sich seine Gestalt auf wie ein Nebelstreif.

Leer und verlassen lag das Dach im fahlen Mondlicht. Und von irgendwoher drang die fantastische Interpretation eines Chopin-Stückes durch die Nacht…

***

Der Türke hieß Achmed Yürosch!

Kalt schaute er auf den Toten zu seinen Füßen. Es hatte ihm nichts ausgemacht, den Mann umzubringen. Ein Gewissen besaß der Mann schon lange nicht mehr. Vielleicht hatte er auch nie eines besessen. Wer wollte das wissen?

Yürosch war ein gedrungener Typ. Er reichte seinem Meister gerade bis zu den Schultern. Seine braune Gesichtshaut, die dunklen Augen und die buschigen Brauen unterstrichen noch den exotischen Ausdruck dieses Menschen.

Muskeln hatte er wie ein Ringkämpfer. Diese jedoch verschwanden wie auch die übrige Haut unter einem dichten Haarpelz, der direkt unter dem Hals begann und sich über den gesamten Körper ausbreitete. Selbst auf den Fingern sprossen die feinen Härchen, und sie wuchsen sogar aus den breiten Nasenlöchern.

Der Türke trat an den Schrank, öffnete die Türen und kramte einen alten Jutesack hervor. Er war so groß, daß die Leiche bequem hineinpaßte.

Achmed Yürosch mußte sich beeilen. Er wußte warum, denn es gab etwas, das sich nicht aufhalten ließ…

Er hob den Toten an, brachte ihn in die sitzende Stellung und zog dann den Sack über dessen Kopf.

Wenig später war die Leiche des Killers völlig verschwunden. Yürosch band den Sack zu, lächelte und rieb sich die Hände. Dann schaute er nach, ob die Luft rein war.

Keine Gefahr.

Auch Yürosch hatte das Spiel entzückt. Obwohl er nie etwas hörte, so ahnte er doch, daß dieses Spiel mehr als nur Musik war. Er sah es an den Gesichtern und Bewegungen der Zuhörer, wenn sie die Vorstellungen verließen.

Yürosch ließ die Tür offen, als er die Leiche packte und sich den Sack über die linke Schulter schleuderte. Das geschah kraftvoll, ohne die

geringste Anstrengung. Leise schloß er die Tür hinter sich, als er die Garderobe verließ und auf den Gang hinaustrat.

Das alte Theater besaß zahlreiche Schlupfwinkel und Gänge. Dazu kamen Nischen, verborgene Kammern, versteckte Türen und zugemauerte Zimmer. Die wechselvolle Geschichte dieses Hauses spielte sich auch in seiner räumlichen Aufteilung wider.

Es sah leichtfüßig aus, als der Türke mit seiner Last die Stufen einer brüchigen Steintreppe hinunterschritt und mit dem Fuß eine alte Holztür aufkickte, um ins Freie zu gelangen.

Er lief über den Hof und stand dann auf der Straße.

Als zwei Betrunkene an der Mauer entlangtorkelten und schmutzige Lieder sangen, zog er sich zurück.

Er ließ die Männer vorbei und riskierte es dann, auf den kleinen Lieferwagen zuzulaufen, der einsam am Straßenrand parkte.

Auf der anderen Straßenseite standen zum Teil leere, abbruchreife Häuser. Hin und wieder dienten sie Pennern und Fixern als Unterschlupf. In diesem Teil von Soho konnte man höchstens ahnen, daß nur ein paar Straßenzüge weiter das perfekte Vergnügen angeboten wurde. Hin und wieder zuckte der Schimmer einer Leuchtreklame über den Himmel, aber er war nicht in der Lage, das Licht des Vollmonds zu überdecken.

Und gerade der Mond war es, der heute fahl am Himmel stand. Dessen Licht sich auf die Erde ergoß und als reiche, nie versiegende Quelle dämonische Wesen aller Arten diente.

Auch für Achmed Yürosch.

Denn er war ein Geschöpf der Nacht.

Ein Werwolf!

Immer wenn der Vollmond hoch am Himmel stand, drang das andere, das Böse durch. Dann verwandelte er sich in diese schaurige Bestie, die auf der Suche nach Opfern durch Straßen und Gassen schlich.

Der Meister wußte das, denn er hatte ihn vor einer Meute wilder Dorfbewohner gerettet.

Vor Jahren, im Hochland von Anatolien. Fast hätten ihm die Menschen ein Ende bereitet, aber da war Antonio Scaramanga. Im letzten Augenblick hatte er dem Bürgermeister das silberne Schwert aus der Hand geschlagen, mit dem dieser den Unhold köpfen wollte.

Seit dieser Zeit diente Yürosch nur seinem Meister. Er war ihm dankbar, daß er ihm das dämonische Leben erhalten hatte. Deshalb führte er jeden Auftrag aus.

Der Türke erreichte den Lieferwagen. Den Schlüssel für die Hecktür hielt er griffbereit. Seine Finger zitterten ein wenig, als er aufschloß.

Er war nervös. Dieses Mondlicht machte ihn nervös und verwirrte ihn. Er fühlte das Kribbeln in seinen Adern. Die dämonische Macht,

die in ihm steckte, versuchte mit aller Gewalt zum Ausbruch zu kommen.

Er knallte die Hecktür zu und lief zum Fahrerhaus. Rasch stieg er ein und startete.

Der Wagen bockte. Yürosch war kein Meister der Fahrkunst, aber um zur Themse zu gelangen, reichte es.

Er kannte in der Nähe der Waterloo Bridge einige Uferstreifen, die kaum von Menschen besucht wurden, weil das Gelände dort sehr sumpfig war. Und nachts kam sowieso niemand dorthin.

Der Türke hatte die Schleichwege im Kopf. Er fuhr durch Sohos enge Straßen und Gassen, ohne das Vergnügungsviertel zu tangieren.

Aber die Sucht wurde stärker!

Immer wieder beugte sich Achmed Yürosch während der Fahrt zur Seite, um den Mond sehen zu können. Dieser Erdtrabant beeinflußte sein Leben. Achmed spürte, wie sich seine Haare sträubten, ein Schauer rann ihm über den Körper.

Verzweifelt preßte er die Lippen zusammen. Tief in seinem Innern ahnte er, daß er es heute nicht mehr schaffen konnte. Die Verwandlung setzte zu früh ein.

Noch fast zwei Stunden bis Mitternacht…

Er überlegte, ob er umkehren sollte, aber das hätte auch nicht viel geholfen.

Nein, durchstehen!

Wieder ein Blick zum Himmel.

Vor ihm bog ein Wagen in die Straße ein. Achmed sah die Scheinwerfer, deren grelle Lichtflut in seinem Schädel schmerzte. Er zog den Wagen, da er so unbequem saß, zu weit nach rechts.

Der andere hupte.

Hastig kurbelte der Türke an dem Lenkrad. Haarscharf fuhren die beiden Wagen aneinander vorbei.

Das war knapp.

Achmed Yürosch warf einen Blick auf seine Hände. Ein dichter Haarpelz bedeckte sie bereits. Die erste Stufe zur Verwandlung hatte er überstanden.

Jetzt konnte ihn nichts mehr aufhalten.

Er schrie und drückte den Oberkörper durch. Schon schaute er auf die Krallenhände mit den langen Nägeln. Der Stoff riß. Sein Körper wurde breiter und größer. Wild warf er sich in dem Führerhaus hin und her. Hin und wieder tauchte sein Gesicht im Innenspiegel auf. Das war kein Gesicht mehr.

Es war eine Werwolffratze!

Ein Maul, scharfe Reißzähne und breite Nasenlöcher. Ein grauenhaftes Monstrum.

Aber er fuhr weiter. Die Schuhe waren auseinandergeplatzt. Sein

rechter Fuß drückte auf das Gaspedal.

Der Wagen wurde schneller.

Zu schnell…

Im Fünfzig-Meilen-Tempo raste er auf eine Kreuzung zu. Noch lag sie leer und verlassen, doch von rechts näherte sich ein Wagen. Und der hatte Vorfahrt.

Der Lichtteppich seiner Scheinwerfer hätte den Türken warnen müssen. Aber Achmed Yürosch war so mit seiner Verwandlung in einen Werwolf beschäftigt, daß er darauf nicht mehr achtete.

Es kam, wie es kommen mußte.

Beide Wagen trafen sich.

Mitten auf der Kreuzung.

Achmed wurde von dem hellen Lichtschein geblendet, wußte nicht mehr, was er tun sollte, hörte das schrille Hupen, trat instinktiv das Bremspedal, doch da war es bereits zu spät.

Die Schnauze des Rover bohrte sich in die Flanke des Lieferwagens. Das Fahrzeug wurde von der Wucht des Aufpralls herumgedriftet, fegte mit radierenden Reifen quer über die Kreuzung, geriet auf den Gehsteig der gegenüberliegenden Straßenseite, drehte sich noch einmal und klatschte mit dem Heck gegen eine Hauswand.

Kreischend riß das Metall oder wurde ineinandergedrückt. Die Ladetür flog auf, und im gleichen Moment stieß auch der Türke die Fahrertür auf und sprang auf die Straße.

Ihm war nichts passiert. Und den Scheinwerfern des Lieferwagens auch nicht. Ein dritter Wagen hatte hinter dem Rover gestoppt. Er war bei dem Bremsmanöver über die Fahrbahn geschleudert und stand so, daß seine Lichtlanzen den Lieferwagen anleuchteten.

Der Fahrer sah genau, wie der Werwolf aus dem Wagen sprang, durch die Lichtschranke lief und in der Dunkelheit untertauchte…

***

›True Love‹ und ›Love me tender‹, das waren die Musikstücke, die während des Abends am meisten gewünscht wurden. Und die Band spielte sie immer wieder.

Man konnte so hübsch eng nach diesen Melodien tanzen.

Ich nutzte das aus. Hätten Sie auch getan, wenn Ihre Partnerin Jane Collins gewesen wäre…

»Und zum Abschluß auf vielfachen Wunsch einer einzelnen Dame spielen wir noch einmal True Love«, sagte der Bandleader, verdrehte dabei leicht die Augen und ging in die Knie.

Ihm hing die wahre Liebe wahrscheinlich schon zum Hals heraus, aber es gab genügend Leute, die klatschten.

Ich grinste nur, und Jane stieß mich an.

»Du benimmst dich mal wieder unmöglich«, schimpfte sie.

»Wieso? Ich…«

Meine Antwort mußte ich vorerst herausschieben, denn Jane legte mir mit einem zuckersüßen Lächeln die Arme um den Hals, preßte sich an mich und bewegte sich im Rhythmus der Musik.

Kinder, mir wurde der Kragen wieder eng, denn Jane trug unter ihrem weit fallenden ziegelroten Kleid nur…

Na ja, einen BH trug sie nicht. Das andere können Sie sich ja denken. Jetzt möchten Sie sicherlich wissen, wie wir zu diesem Tanzvergnügen gekommen waren. Ganz einfach. Jane hatte dem Besitzer einer Tanzschule aus der Verlegenheit geholfen. Eine jugendliche Rackettbande hatte versucht, Schutzgebühren zu erpressen. Jane Collins holte sich den Anführer und machte ihn fertig. Auf der Tanzfläche, vor den versammelten Rockern, putzte sie ihn herunter und bewies ihm anschließend, daß auch eine Frau Karate beherrschte. Sie bekam dafür nicht nur ihr Honorar, sondern auch zwei Freikarten für eine schulische Tanzveranstaltung.

Ich war dann ihr ›Opfer‹. Tanzflächen in Tanzschulen haben ja etwas Unangenehmes an sich. Sie sind meistens sehr groß, und es fällt auf, wenn man nicht tanzen kann.

Ich sehe den Tanzlehrer jetzt noch vor mir, als er mir lächelnd zu verstehen gab: »Sie könnten auch gut einen Auffrischungskursus vertragen.«

Ich konterte aber geschickt. »Ich war doch Eintänzer«, sagte ich im Brustton der Überzeugung.

»Ach ja?« Interesse blitzte in seinen Augen auf. »Und wo?«

»Drei Ecken weiter. In der Fischbratküche.«

Daraufhin schaute mich der Knabe den ganzen Abend nicht mehr an, und Jane sprach zehn Minuten lang kein einziges Wort, so daß ich in Ruhe mein Glas Sekt mit Orangensaft leeren konnte.

Die Band wollte sich um zweiundzwanzig Uhr zurückziehen. Die Zeit hatten Jane und ich auch vorgesehen, denn Jane hatte früh am anderen Morgen eine Verabredung. Ein neuer Fall wartete auf sie, und auf mich wartete Büroarbeit.

Jane lehnte sich in meinen Armen zurück. Ihr Gesicht schwebte dicht vor mir, und ich hauchte ihr einen Kuß auf die rosa geschminkten Lippen.

»Himbeeren!«

»Was sagtest du, John?«

»Deine Lippen schmecken nach Himbeeren.«

»Und deine nach Tabak.«

Ich lachte. »Gute Mischung.«

Ich hatte mich an diesem Abend mal wieder richtig ausgetobt. Ich brauchte das nach dem gefährlichen Hongkonger Abenteuer, das mir ziemlich an die Nieren und Suko ans Herz gegangen war.

Er hatte sich verknallt.

Und zwar in Shao, ein chinesisches Mädchen. Was sag ich Mädchen. Shao war eine Wucht. Eine exotische Bombe. Sie zog unweigerlich sämtliche Männerblicke auf sich, wenn sie über die Straße schritt. Und die Frauen schauten neidisch.

Auch Jane.

Dabei hatte Shao nur Augen für ihren Suko. Ich wünschte den beiden viel Glück. Lange genug war Suko ja solo herumgelaufen. Hoffentlich beeinträchtigte das seine Arbeit nicht. Man würde sehen.

Mit einem Tusch verabschiedete sich die Band.

Das war auch für uns das Zeichen. Ich holte Janes Mantel und half ihr hinein. An der gläsernen Tür stand der Besitzer der Tanzschule. Noch einmal bedankte er sich bei Jane und bat sie, doch einmal wieder vorbeizuschauen.

Mir nickte er steif zu.

Ich konnte mir eine Bemerkung nicht verkneifen. »Ich wünsche Ihnen was«, sagte ich. »Vor allen Dingen keine Plattfüße, das sieht nämlich scheußlich aus, wenn Sie tanzen.«

Der Tanzlehrer schnappte noch nach Luft, als wir bereits die Treppe hinuntergingen.

Ich lachte, und auch Jane konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Draußen wartete mein Bentley. Ich hatte so gut wie keinen Alkohol zu mir genommen und war deshalb fahrtüchtig. Jane wirkte mit ihrem klitzekleinen Schwips erheiternd.

Ich rangierte aus der Lücke.

Die Tanzschule lag an der Grenze von Soho zu Mayfair, nahe der Regent Street.

Um nach Hause zu kommen, mußten wir quer durch den Londoner Amüsiervorort.

»Fahr nicht durch die Hauptstraßen«, schlug Jane vor. »Die sind um diese Zeit voll.«

»Kennst dich aber gut aus«, sagte ich.

»Ich habe auch jahrelang in Soho gestrippt. Als wilde Jane von der Feuerkugel bin ich in die Geschichte eingegangen.«

»Wer nichts wird, wird eben Stripperin«, holte ich einen alten Kalauer aus der Tasche.

»Oder Privatdetektivin«, ergänzte Jane.

»Da hast du auch wieder recht.«

Es war eine der ersten Frühlingsnächte in London. Der lange Winter war endlich vorbei. Er hatte uns mit Schnee und Eis auch genug zu schaffen gemacht. Ich hatte sogar meinen Mantel zu Hause gelassen, weil ich den Frühling noch mehr locken wollte.

Jane Collins brauchte mir den Weg nicht zu zeigen. Auch ich kannte mich in London aus. Wir fuhren durch eine Gegend, in die der Bentley

paßte wie die berühmte Faust aufs Auge.
Mal säumten Fabrikmauern die Straßen, dann waren es wieder alte, abbruchreife Häuser. Hin und wieder saßen Schnapsbrüder vor den Hauswänden und ließen sich billigen Fusel in die Gurgel laufen.
Sogar ein Girl vom ältesten Gewerbe der Welt sahen wir. Die Blondine starrte dem Bentley nach, als wäre er ein Geisterauto.
Ich mußte grinsen.
Jane Collins hockte entspannt neben mir im Sitz. Sie summte die leise Melodie aus dem Autoradio mit und hatte die Hände im Nacken verschränkt. Das lange Blondhaar fiel weit bis auf die Schultern. Janes Kleid war etwas hochgerutscht. Ich schaute auf ein bezauberndes Knie. Bei der neuen Mode bekommt man so etwas leider viel zu selten zu sehen.
Wir erreichten eine Vorfahrtsstraße, und ich mußte bremsen, da ein Wagen einbog, hart in die Kurve ging und sich vor die lange Kühlerschnauze meines Bentleys setzte.
An den Heckleuchten erkannte ich den Rover. Ich blieb in seinem Kielwasser.
»Der hat es aber auch eilig«, meinte Jane, als wir etwas zurückfielen, denn schließlich muß man sich als Polizist an die Verkehrsregeln halten. Fehlte nur noch, daß man mir einen Strafzettel aufbrummte. Mein Vorgesetzter, Sir Powell, würde doppelte Magenbeschwerden bekommen, wenn solch ein Zettel vor ihm auf dem Schreibtisch lag.
Unwillkürlich mußte ich grinsen.
»Was hast du?« fragte Jane Collins.
Ich erzählte es ihr.
Jetzt lachte auch sie. »Sag mal, John, was macht eigentlich dieser magenkranke Pavian?« Damit wurde Powell immer verglichen. Diesen Vergleich jedoch in seinem Beisein auszusprechen, davor hütete ich mich allerdings.
»Er ist happy, daß er jetzt mit Sir angeredet wird. Kannst du dir sicherlich vorstellen.«
»Und wie.«
Die Straße führte auf eine Kreuzung zu. Ohne Ampeln. Es galt die Vorfahrtsregel.
Der Rover fuhr ziemlich weit rechts. Ich hing ungefähr dreißig Yard dahinter.
Dann ging alles blitzschnell. Aus der Seitenstraße schoß ein Lieferwagen hervor. Ich sah noch die grellen Scheinwerfer, hörte das Krachen und rammte instinktiv meinen Fuß auf das Bremspedal.
Die Backen faßten zu. Der Bentley schleuderte zwar etwas, weil ein etwas feuchter Film auf der Fahrbahn lag.
Der Rover vor uns wurde arg in Mitleidenschaft gezogen, wie auch der Lieferwagen. Die Aufprallwucht schleuderte ihn quer über die

Fahrbahn auf den Gehsteig.
Dann wurde die Fahrertür des Lieferwagens aufgestoßen. Eine Gestalt sprang heraus, lief durch das Licht der Scheinwerfer, und ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu können.
Der Fahrer war – ein Werwolf!
Jane Collins hatte ihn nicht gesehen. Ich löste den Gurt, hämmerte mit dem Ellbogen die Tür auf und rief über die Schulter zurück. »Kümmere du dich um den Fahrer des Rover. Ich muß den Kerl dort verfolgen. Er ist ein Werwolf.«
Weg war ich!

***

Jane Collins glaubte, sich verhört zu haben. Sie schaute mir nach, bis auch ich in der Dunkelheit verschwand. Dann stieg sie aus. Hastig lief sie auf den Rover zu.
Der Fahrer saß hinter dem Steuer. Das heißt, er lag. Und zwar genau auf dem Lenkrad. Zum Glück war er schräg gefallen, so daß er nicht die Hupe drückte.
Der Mann war angeschnallt, und als Jane durch die Scheibe schaute, sah sie, daß er sich bewegte.
Hoch lebe der Sicherheitsgurt!
Die lange Schnauze des Rover war zusammengedrückt wie bei einer Ziehharmonika.
Die Detektivin hatte Angst, daß es irgendeinen Kurzschluß geben und der Wagen anfangen würde zu brennen. Deshalb mußte sie den Fahrer so rasch wie möglich herausholen.
Sie zog am Türgriff. Vergebens. Die Tür klemmte.
Nochmal.
Jetzt klappte es. Die Tür sprang auf. Die Innenbeleuchtung schaltete sich ein, und Jane erkannte, daß von der Stirn des Fahrers ein fingerdicker Blutstreifen sickerte.
Jane beugte sich über den Verletzten, löste den Gurt, schob ihre Hände unter die Achseln des Mannes und hievte ihn aus dem Wagen. Der Bursche hatte sein Gewicht. Er brachte bestimmt das Doppelte von dem auf die Waage, was Jane wog.
Sie schaffte es, den Verletzten aus dem Wagen zu ziehen. Sie schleifte ihn auf den Gehsteig, wobei die Hacken schwarze Streifen auf der Straße hinterließen, und setzte den Mann dann so hin, daß er mit dem Rücken an der Mauer lehnte.
Jane Collins bückte sich. Sie wischte eine Haarsträhne aus der Stirn und fragte: »Geht es Ihnen gut?«
Der Mann schaute sie an, sah sie aber nicht. Sein Blick war umflort. Wahrscheinlich hatte er eine Gehirnerschütterung davongetragen. Jane lächelte und erhob sich.

Auf einmal waren auch Menschen da. Der Knall der zusammenprallenden Wagen war wahrscheinlich meilenweit zu hören gewesen. Doch die Typen, die die Unfallstelle in respektvoller Entfernung umstanden, sahen alles andere als vertrauenserweckend aus.

»Hat jemand die Polizei informiert?« rief Jane.

Sie bekam keine Antwort, sondern bemerkte nur die Blicke der Männer, die gierig ihren Körper abtasteten.

»Pack«, murmelte Jane. »Bei denen kann ein Mensch sterben, und die greifen nicht ein.«

Zum Glück ertönte in der Nähe die Trillerpfeife eines Bobbys. Und dieses Geräusch hatte auch eine nicht unbeträchtliche Nebenwirkung. Plötzlich waren die Gaffer weg. Sie verschwanden wie Ratten in ihren Löchern, und Jane Collins stand allein auf weiter Flur.

»Typisch«, kommentierte sie.

Dann aber fiel ihr ein, daß da noch der Lieferwagen stand. Vielleicht befand sich ein weiterer Mensch in Lebensgefahr, wenn der Fahrer auch geflohen war.

Aber ein Werwolf? Sollte er ein Werwolf sein? Jane hob die Schultern. Sie näherte sich dem Wagen von der Rückseite und sah sofort, daß die Tür aufgesprungen war.

Neugierig geworden warf die blondhaarige Detektivin einen Blick auf die Ladefläche – und zuckte zurück.

Vor ihren Augen lag ein Jutesack, und was sich darin abzeichnete, war unschwer zu erkennen.

Es waren die Formen eines Menschen!

***

Ich spurtete quer über die Straße. Dabei rasten meine Gedanken wie auf einer Achterbahn.

Ein Werwolf! Ich hatte tatsächlich einen Werwolf gesehen. Und mich nicht getäuscht, denn mit diesen Biestern kannte ich mich verdammt gut aus. Erst kürzlich hatte ich die Werwölfe von Wien gejagt. Das waren auch heiße Stunden gewesen.

Nun aber tauchte einer in London auf. Als Lieferwagen-Fahrer. Warum? Was hatte er vor?

Es war typisch, daß ich so reagierte. Als Polizist fragt man sofort nach den Gründen, aber erst mußte ich die Bestie mal haben. Und das war schwierig, denn ich besaß keine Waffe. Meine mit Silberkugeln geladene Beretta lag wohl verstaut zu Hause und die Reservewaffe im Koffer. Ich beschloß aber, mir wieder ein Schießeisen ins Handschuhfach zu legen.

Ich blieb stehen. Mit einem letzten, gewaltigen Satz war ich auf den Gehsteig gesprungen, schaute mich um, doch von der Bestie war

nichts zu sehen.

Dafür jedoch zu hören.

Das Klatschen der nackten Füße auf dem Straßenbelag drang deutlich an meine Ohren.

Eigentlich war es Wahnsinn, einem Werwolf waffenlos gegenüberzutreten, aber laufenlassen konnte ich ihn auch nicht. Wer wußte, was die Bestie noch alles anstellte.

Die Unfallstelle hatte ich bereits ein Stück hinter mir gelassen. Irgendwo ertönte die Trillerpfeife eines Bobbys. Sie wirkte auf den Werwolf wie ein Signal.

Plötzlich hörte ich wieder seine Schritte.

Schnell, hastig…

Hinterher.

Die Straße machte einen Bogen und wurde auf einmal enger. Der Straßenbelag verschwand. Aus der Fahrbahn wurde ein mit Schotter und Steinen bedeckter Weg, der mitten in ein Fabrikgelände führte. Ein Bahngleis kreuzte die Schotterstraße. Die Schienen glänzten im Mondlicht.

Der Werwolf hatte Spuren hinterlassen. Ich entdeckte sie, als ich den Kopf senkte und zu Boden schaute. Wo die Bestie hergelaufen war, zeichnete sich eine Schleifspur ab.

Weiter geradeaus.

Ich landete auf einem Fabrikhof und stellte fest, daß die Straße vor einer Brandmauer endete.

Jetzt war guter Rat teuer.

Von dem Werwolf entdeckte ich nichts.

Es gab mehrere Möglichkeiten, wohin er sich verkrochen haben konnte. Links von mir lag ein flaches barackenähnliches Gebäude. Die leeren Fensterhöhlen wirkten im herabfallenden Mondlicht wie schaurige Totenaugen. Rechts stand eine Ruine. Fragmente einer Frabrik. Überbleibsel einer Pleite gegangenen Firma. Geschwärzte Mauern, Löcher in den Wänden, durch die der Wind pfiff.

Wo lauerte die Bestie?

Auf dem Hof kam ich mir vor wie auf einem Präsentierteller. Ich hatte zwar keine direkte Angst, aber ein dummes Gefühl blieb trotzdem zurück.

Da hörte ich den Schrei.

Voller Angst und Entsetzen war er ausgestoßen worden und in dem barackenähnlichen Bau links von mir aufgeklungen.

Ich jagte los.

Auf halbem Weg stürzte ein Mann aus dem Türloch. Er war schon älter, seine Kleidung bestand aus Lumpen. Ich stellte es fest, als er in das Mondlicht hinauslief.

Der Mann schrie und wedelte mit beiden Armen. Auf seinem

stoppelbärtigen Gesicht lag das blanke Entsetzen.

Ein Penner, der in der Baracke Unterschlupf gefunden hatte und auf unsanfte Weise geweckt worden war.

Er rannte direkt auf mich zu.

Ich packte ihn.

»Mister!« keuchte er angsterfüllt. »Mister – da drin… eine Bestie, ein Wolf…«

Sein Atem – eine säuerlich riechende Mischung aus Alkohol und Essig streifte mein Gesicht, so daß ich den Kopf zur Seite drehte. Die Augen des Penners waren groß wie Kugeln.

»Laufen Sie«, riet ich ihm. »Laufen Sie weg, so rasch Sie können, Mister…«

Als er nicht ging, drückte ich ihn einfach zur Seite und steuerte den Barackenbau an.

Bevor ich ihn betrat, schaute ich über die Schulter zurück. Der Penner blickte mir nach. Wahrscheinlich dachte er, einen Lebensmüden vor sich zu haben.

Als dunkler Schlund gähnte mir der Eingang entgegen.

Vor der Schwelle blieb ich stehen. Ich hoffte, mich nach den Geräuschen, die die Bestie von sich gab, orientieren zu können. Und täuschte mich nicht.

Wildes, heftiges Keuchen drang an meine Ohren.

Die Geräusche kamen von rechts, und meiner Meinung nach hielt sich der Werwolf nicht weit von der Tür entfernt auf.

Meine Augen hatten sich inzwischen soweit an die innerhalb der Baracke herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt, daß ich Umrisse und Konturen ausmachen konnte.

Vor mir lag ein Gang. Schutt und Dreck türmte sich zu kleinen Bergen. Rechts gab es einen größeren Raum, vielleicht war es eine alte Portiersloge. Von der Glaswand, die den Raum abtrennte, gab es nur noch einige Metallfragmente. Sie hingen wie die skurrile Plastik eines modernen Künstlers von der Decke.

Weiter vorn ballte sich die Dunkelheit, denn dort verlor sich das durch das Türloch hereinfallende Mondlicht.

Wenn ich der Werwolf wäre, hätte ich mich auch dort versteckt. Ich blieb stehen.

Er war nicht still, konnte es auch gar nicht sein, denn solch eine Bestie wie der Werwolf mußte sich einfach bemerkbar machen.

Und ich hörte ihn.

Keuchen, schweres Atmen und Stöhnen. Er hatte selbst unter seiner Verwandlung zu leiden. Es war ein unglückseliges Schicksal, das auf den Werwölfen lastete. Wenn sie sich verwandelt hatten, erwachte der Mordtrieb in ihnen. Sie konnten nichts dagegen tun, denn ihr eigener Wille war ausgeschaltet.

Die Laute drangen links von mir aus einem Raum, der in der Dunkelheit nur zu erahnen war.

Dort lauerte er…

Ich drehte mich leicht und schritt auf ihn zu.

Mein Körper stand wie unter Strom, wenn ich diesen Vergleich einmal gebrauchen darf.

Ich war jede Sekunde darauf gefaßt, blitzschnell zu reagieren.

Noch ein Schritt.

Etwas zersprang unter meiner Schuhsohle. Eine Glasscherbe. Überlaut drang das Geräusch durch die Stille.

Dann griff die Bestie an!

Sie kam aus der Dunkelheit. Ich sah einen Schatten vor mir auftauchen und warf mich instinktiv zurück.

Mit dem Rücken prallte ich gegen die Gangwand, und bevor ich noch meine Stellung wechseln konnte, hechtete die Bestie auf mich zu.

Ich roch den Raubtiergeruch. Meine Finger wühlten sich in dichtes Fell.

Plötzlich sah ich die gefährliche Schnauze dicht vor meinen Augen. Sie war weit aufgerissen, und die Zähne blitzten in der Dunkelheit.

Harte Pranken schlugen auf meine Schultern und zerrissen den Stoff des Jacketts.

Wieder ein Anzug zum Teufel. Die Spesenabteilung würde sich freuen. Das Zeug war noch ziemlich neu.

Ich stieß mein Knie vor, zog gleichzeitig den Kopf ein und schleuderte die Arme zur Seite.

Der Werwolf wankte. Das weit aufgerissene Maul verschwand vor meinen Augen und die Zähne klappten zusammen, als er zuschnappte.

Ich setzte nach.

Doch meine Boxschläge blieben bei der Bestie ohne Erfolg. Dann traf mich ein Hieb, der mich quer durch den Gang schleuderte. Ich sah Sterne vor meinen Augen aufsprühen, als ich mit dem Hinterkopf gegen die Wand knallte.

Benommen kam ich wieder hoch.

Schon jagte die Bestie auf mich zu. Knurrend, fauchend und keuchend. Gebückt taumelte ich zur Seite, fiel wieder hin, doch plötzlich spürte ich eine handliche Holzplatte unter meinen tastenden Fingern.

Damit schlug ich aus der Drehung zu.

Ich traf und stoppte die Attacke.

Das Gebrüll klang wütend.

Wieder ein Schlag. Danach wechselte ich sofort die Stellung. Der Werwolf heulte auf. Schattenhaft sah ich etwas auf mich zufliegen. Im letzten Augenblick zog ich den Kopf ein, und der große Stein klatschte gegen die Wand.

Der Angriff erfolgte sofort danach.

Ich hämmerte wild mit der Latte um mich, hielt mir den Werwolf in der Dunkelheit so gut es ging vom Hals und verschaffte mir auch für Sekunden Luft.

Zeit, die ich brauchte, um an mein Kreuz zu kommen.

Das Kreuz war aus Silber. Und Silber ist für Werwölfe absolut tödlich.

Die Krawatte war mir im Weg, als ich das Hemd aufknöpfte. Der Werwolf hatte sich inzwischen wieder gefangen. Er heulte und fauchte. Sein Atem streifte mein Gesicht.

Ich wußte, den nächsten Angriff würde ich kaum noch stoppen können.

Da lag das Kreuz frei!

Ich hielt die Kette in der Hand, ließ das Kreuz vor den Augen des Werwolfs baumeln, und die Bestie dachte gar nicht daran, mich zu attackieren.

Sie sah das Kruzifix, heulte auf, riß die Pranken vor das Gesicht, machte auf der Stelle kehrt und rannte davon.

Ich blieb ihm auf den Fersen, doch das Glück, das mir bisher zur Seite gestanden hatte, verließ mich. In der absoluten Dunkelheit verpaßte ich den Ausgang und rannte prompt gegen die Wand.

Wieder sah ich Sterne.

An meiner Stirn platzte Haut auf. Als ich darüber tastete, fühlte ich das Blut an meinen Fingerkuppen.

Mist…

Es dauerte seine Zeit, bis ich mich orientiert hatte und die Baracke verlassen konnte. Wie ein Betrunkener taumelte ich ins Freie.

Der Werwolf war weg.

Ich blieb stehen und lauschte.

Nichts. Kein Geräusch verriet, wohin sich die Bestie gewandt hatte. Der Vorsprung war auch zu groß geworden.

Meine Flüche waren nicht druckreif. Der Werwolf war verschwunden. Wenn er jetzt andere Opfer fand, würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen.

Die Bestie sah ich zwar nicht mehr, dafür aber den Penner, der zuvor aus der Baracke gestürzt war.

Er hatte sich hinter einem Schutthaufen verborgen gehalten und lief mir entgegen.

Vielleicht hatte er etwas gesehen.

Ich wollte ihn ansprechen, doch er kam mir zuvor. »Daß Sie da lebend rausgekommen sind, Mister…« Er schüttelte den Kopf. »Hätte ich nicht gedacht.«

Ich zeigte meine Zähne. »Ja, so kann man sich täuschen. Jetzt mal was anderes: Haben Sie den Werwolf gesehen?«

»Nein.«

»Aber Sie waren doch draußen.«

»Klar – nur hatte ich solch eine Angst, daß ich mich hinter den Abfallhaufen verkrochen habe. Nichts hören, nichts sehen…«

»… und nichts sagen«, vollendete ich. »Den Spruch kenne ich, mein Lieber.« Ich schaute den Penner an. Seine rechte Hand steckte in der Tasche des abgetragenen Mantels. Wahrscheinlich hielt er dort einen Flaschenhals umklammert. »Warum sind Sie eigentlich noch hier geblieben, Mister?«

Er grinste verschmitzt und deutete auf die Baracke. »Da steht noch mein Koffer. Ohne den gehe ich nicht.«

Ich hob die Schultern. Auch eine Philosophie, die der Penner hatte. Er hörte sich noch meine Mahnungen und Warnungen an und verschwand in der Baracke.

Ich aber ging wieder zurück. Mein Anzug sah ebenso ramponiert aus wie ich.

An der Unfallstelle waren inzwischen Polizei und Ambulance angetroffen. Der Widerschein des Rotlichts strich geisterhaft über die alten, halbzerfallenen Fassaden. Die meisten Gaffer hatten sich verzogen. Die wenigen Neugierigen, die noch geblieben waren, wurden von der Polizei nicht gesucht.

Zwei breitschultrige Bobbys hielten mich auf. »Gehen Sie weiter, Sir«, wurde ich aufgefordert. Die Polizisten wollten mich abdrängen.

»Moment«, sagte ich und zeigte meinen Ausweis.

Sofort nahmen die beiden Haltung an.

Ich nickte und passierte die Absperrung. Janes Haare leuchteten wie eine kleine Sonne.

Als die Detektivin mich sah, lief sie auf mich zu. »Endlich, John«, sagte sie, und ich merkte an ihrer Stimme, daß auch hier etwas Außergewöhnliches passiert sein mußte…

***

Ich legte meinen Arm um Janes Schulter. »Was ist los? Warum bist du so aufgeregt?«

Sie deutete in die Runde. »Die Polizisten hier scheinen etwas gegen Privatdetektive zu haben.«

Ich lachte. »Und warum?«

»Weil…«

»Moment, Jane.« Mir war etwas aufgefallen. Der hohe Kastenwagen der Mordkommission fuhr auf die Unglücksstelle zu. Ich runzelte die Stirn. Was hatten die Kollegen hier zu suchen?

Jane gab mir die Erklärung. »Ich habe auf der Ladefläche des Wagens eine Leiche gefunden. Sie war in einem Jutesack versteckt.«

»Und?«

»Der Tote ist erstochen worden.«

Jetzt verstand ich nichts mehr. Ein Werwolf fuhr einen Toten durch die Nacht. Was hatte das alles zu bedeuten? Wie hing es zusammen? Vielleicht konnte uns die Leiche Aufschlüsse darüber geben? Wenn wir sie identifiziert hatten, kamen wir unter Umständen weiter.

Aber es mußte rasch gehen, denn die Bestie lief frei herum. Ich hatte bereits mit dem Gedanken gespielt, die gesamte Gegend absperren zu lassen, aber das würde keinen Sinn mehr haben. Erstens dauerte es zu lange und zweitens gab es so viele Verstecke im näheren Umkreis, daß es nahezu unmöglich war, die Bestie zu finden.

Leiter der Mordkommission war ein Inspektor Turner. Ein junger Kollege, der frisch von der Polizeischule gekommen war. Er kam mit seinem dunklen Dienstrover. Der Verletzte aus dem anderen Rover war inzwischen verarztet worden. Er hatte sich in der Tat eine Gehirnerschütterung zugezogen.

Inspektor Turner gab seinen Mitarbeitern einige Anweisungen. Dann sah er mich. Er grinste schief, als er auf mich zutrat. Sein Trenchcoat war zerknittert. Er hatte den Kragen halb hochgestellt, so daß sich der Rand in die braune Nackenhaarflut schob.

Turner trug eine Hornbrille und war fast so groß wie ich.

»Hätte ich mir auch nicht alpträumen lassen, daß wir einmal zusammenarbeiten würden«, gab er mir zu verstehen. Er hatte manchmal einen etwas bissigen Humor. Er reichte mir die Hand.

Ich erwiderte den Druck. Turner war mir sympathisch. Er sah seinen Job ziemlich locker, war aber trotzdem ein fähiger Mann, wie ich gehört hatte. Die drei Fälle, die er aufzuklären hatte, waren von ihm bravourös gelöst worden.

»Wo ist die Leiche?« fragte er mich.

»Ich habe sie auch noch nicht gesehen.«

Ein Sergeant begleitete uns zum Lieferwagen. Jane Collins schloß sich an.

»Wer ist die Dame?« fragte mich Turner.

Ich stellte Jane vor.

»Privatdetektivin?«

»Sie können ihr vertrauen«, sagte ich. »Miß Collins und ich arbeiten schon lange zusammen.«

»Wie Sie meinen.«

Vor der offenen Ladefläche blieben wir stehen. Die Leiche steckte noch im Sack. Sie hatten ihn oben nur geöffnet, so daß der Kopf des Mannes herausschaute.

Ich sah in ein Gesicht, das mir unbekannt war.

»Kennen Sie ihn?« fragte Turner.

»Nein.«

»Shit!«

Ich lachte und sah zu ihm auf. »Wieso?«

»Wenn Sie schon mitmischen, Sinclair – ich dachte, daß ich hier einen fast gelösten Fall vorfände. Aber wie ich sehe, ist der große Geisterjäger auch nicht viel weiter.«

»Der große Geisterjäger ist nur durch Zufall in diese Sache hier hineingeraten.«

»Dann geht Sie der Fall gar nichts an?«

»Doch.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, sagte Turner.

Wir machten Platz für die Kollegen, damit sie die Leiche aus dem Wagen hieven konnten. Der Fotograf schoß zuvor noch einige Aufnahmen.

Ich bot Zigaretten an.

»Gib mir auch eine«, sagte Jane.

Ich erzählte Inspektor Turner die Geschichte. Als ich dabei auf den Werwolf zu sprechen kam, verzog sich sein Gesicht zu einem ungläubigen Lächeln.

»Also doch was für den Geisterjäger.«

Ich nickte. »Wenn Sie es so sehen – ja.«

Turner strich sich über sein Kinn. »Dann brauchen wir doch gar nicht am Ball zu bleiben?«

»Von wegen, Meister. Ich will wissen, wer der Tote ist. Seine Identifizierung muß so rasch wie möglich über die Bühne gehen. Nehmen Sie Fingerabdrücke. Vielleicht haben wir sogar Glück, und er trägt Unterlagen bei sich, die ihn identifizieren.«

»Moment.« Turner verzog sich.

»Was hältst du von ihm?« fragte mich Jane.

Ich hob die Schultern. »Er ist etwas unsicher, was ich auch verstehen kann.«

Der Inspektor kam zurück. Sein Gesicht drückte schon die Antwort aus, die wir bekommen würden. »Nichts«, sagte er, »wir haben keinerlei persönliche Sachen gefunden. Keinen Ausweis, keinen Führerschein – einfach nichts.«

Für mich lag die Sache klar. »Dann ist er vielleicht ein Berufskiller«, sagte ich.

»Sind Sie sicher?«

»Wer ohne seine Papiere durch die Gegend läuft, hat wahrscheinlich etwas zu verbergen.« Ich schaute mich um. Für mich gab es nicht mehr viel hier zu tun. Das sagte ich auch dem Inspektor.

»Sie finden mich im Yard, Herr Kollege.«

Er nickte bissig. Turner wußte genau, daß ich kraft meiner Sondervollmachten sein Vorgesetzter in diesem Fall hier war. Und wenn ich Unterlagen rasch haben wollte, dann mußte er sie mir so schnell wie möglich besorgen.

Ich hatte Jane mein Jackett umgehängt, damit sie sich wärmen

konnte. Im Wagen gab sie es mir zurück.

»Ein harter Fall, nicht wahr?«

»Das kannst du wohl sagen.« Ich schaute auf die Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. »Ich bringe dich nach Hause«, sagte ich. »Dann bekommst du wenigstens noch etwas Schlaf.«

Jane Collins schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in die Tüte, mein lieber John.«

»Wieso?«

»Weil ich am Ball bleibe.«

»Und dein Auftrag?«

Sie winkte ab. »Verschiebe ich bis übermorgen. Wenn es dem Klienten nicht paßt, soll er sich einen anderen Dummen suchen, der ihm die Kastanien aus dem Feuer holt.«

»Mit der Arbeitsmoral wirst du nie Millionärin.«

»Wer sagt denn, daß ich das vorhabe?«

»Stimmt auch wieder.«

Wir hatten Soho inzwischen hinter uns gelassen und fuhren bereits auf der Victoria Street, an der auch das Yard-Building liegt. Trotz der späten Stunde waren noch zahlreiche Fenster des hohen Hauses erleuchtet. Bei uns wurde rund um die Uhr gearbeitet. Als wir auf den Parkhof fuhren, verließ ein Dienstwagen mit kreischenden Reifen den Platz. Ich sah vier Kollegen von der Nachtbereitschaft im Fahrzeug sitzen. London ist eben eine Stadt, die nie zur Ruhe kommt.

Wir begaben uns direkt in die erkennungsdienstliche Abteilung. Die abgenommenen Fingerprints waren inzwischen eingetroffen und sausten schon durch den Computer.

Am Automaten zog ich zwei Becher Kaffee, an denen ich mir, wie konnte es anders sein, die Finger verbrannte.

Plötzlich tauchte Sir Powell auf. Er war in Hut und Mantel und machte ein verwundertes Gesicht. Jane begrüßte er mit einem Kopfnicken, wobei er seine Melone abnahm.

»Hörte, Sie sind im Haus, Sinclair.«

»Ja, Sir, es hat Ärger gegeben.«

»Das sehe ich Ihnen an.« Sir Powell warf einen bezeichnenden Blick auf meine Kleidung.

Sir Powell wirkte in seinem dunkelblauen Mantel und der Melone wie ein Lord. In letzter Zeit hatte er es nicht mehr so mit dem Magen. Wahrscheinlich darauf zurückzuführen, daß er geadelt worden war. Jahrelang hatte er darauf gewartet, und nun hatte ich einen echten Sir als Vorgesetzten.

Im Prinzip war mir das egal.

Ich berichtete. Schweigend hörte der Superintendent zu. Dann, als ich geendet hatte, wurden seine Augen hinter den dicken Brillengläsern noch größer.

»Well«, meinte er, »wie es aussieht, sind Sie durch Zufall in einen für uns interessanten Fall hineingeraten. Verfolgen Sie ihn auf jeden Fall weiter. Man wird Ihnen jegliche Unterstützung gewähren.« Die letzten Worte hatte er laut gesprochen, damit die Männer vom Erkennungsdienst ihn auch hören konnten.

»Ich bleibe dran, Sir, darauf können Sie sich verlassen.«

Der Superintendent ging noch nicht. Er wollte ebenfalls das Ergebnis der Ermittlungen abwarten.

Wir wurden zu einem Monitor gerufen. Höflich ließen wir Sir Powell den Vortritt.

Unser Zentralcomputer, einer der besten der Welt, hatte eine Information ausgespuckt.

Ted Kronos, las ich auf dem Bildschirm. In den unteren Reihen folgten die persönlichen Daten des Mannes. Kronos war einmal der Polizei in die Hände gefallen, als er für einen fremden Nachrichtendienst Botengänge unternahm. Man hatte bei ihm brisantes Material über zwei Abgeordnete des Oberhauses gefunden und auch einige pikante Fotos. Für diese Affäre wanderte Kronos zwei Jahre hinter Gitter. Aber das lag schon einige Zeit zurück.

Neuere Informationen spie der Computer nicht über ihn aus, was nicht hieß, daß er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Im Gegenteil, vielleicht war er nur schlauer geworden.

Powell machte eine lässige Handbewegung. »Jetzt wissen Sie schon einiges. Bleiben Sie am Ball, John.«

Er nickte Jane und mir noch einmal zu und verschwand.

»So berauschend waren die Informationen nun doch nicht«, sagte die Privatdetektivin. »Weißt du denn jetzt, wo du den Hebel ansetzen willst?«

»Frag mich was Leichteres.«

»Über den Computer kommst du nicht weiter. Bleibt nur noch der direkte Kontakt zum Milieu.«

Ich nickte. »Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Und?«

»In der Whisper Hell werde ich bestimmt einiges erfahren. Der Wirt ist mir noch was schuldig. Aus alter Zeit.«

»Na fantastisch«, rief Jane.

Ich schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage, meine kleine Fee. Die Flüster-Hölle ist nichts für dich. Es sei denn, du wechselst deinen Job und gehst mit dem Handtäschchen spazieren.«

»Dann bleibe ich eben im Wagen sitzen.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Ich bedankte mich bei den Kollegen und ging mit Jane zum Lift. Unterwegs fragte sie mich: »Sag mal, willst du Suko nicht mitnehmen?«

»Aber sicher«, antwortete ich. »Glaubst du im Ernst, ich stelle mich

völlig allein zwischen ein paar hundert Jahre Zuchthaus? Das ist mir zu gefährlich. Lebensmüde bin ich nicht…«

***

Mit urwüchsiger Kraft riß der Werwolf den Gullydeckel hoch. Er schleuderte ihn weit hinter sich und lauschte dem scheppernden Geräusch nach, als der Deckel über die Straße rollte.

Dämpfe und faulig riechende Luft quollen ihm aus dem Gully entgegen. Witternd hob er die Schnauze, und als in der Ferne das Scheinwerferpaar eines Wagens auftauchte, verschwand er blitzschnell in dem engen Schacht. Er hatte sich sehr beeilt und verfehlte die beiden obersten Stufen der schmalen Eisenleiter.

Mit einem Schrei fiel er in die Tiefe.

Wütend und schmerzerfüllt jaulte er auf, als er sich die linke Schulter stieß. Er richtete sich auf und preßte seine rechte Pranke auf die getroffene Stelle.

Oben auf der Straße quietschten Reifen. Eine Wagentür knallte, und das wütende Gesicht des Fahrers erschien dicht oberhalb der Gullyöffnung.

Hastig zog sich der Werwolf zurück. Es fehlte ihm gerade noch, daß er jetzt entdeckt wurde.

Der Mann schimpfte auf die Unverantwortlichkeit und schob diese Tat Rockern in die Schuhe. Das kümmerte den tauben Werwolf nicht, er schlich bereits durch einen niedrigen Gang auf einen breiteren Kanal zu, durch den das Abwasser gurgelte.

Die braune Brühe schoß an ihm vorbei. Manchmal wirbelte das Wasser Dreck und Kot an die Oberfläche, die von blasigen Schaumstreifen begleitet wurden.

Für das alles hatte der Werwolf keinen Blick. Ihm kam es darauf an, so rasch wie möglich die Flucht zu ergreifen und ungesehen wieder an die Oberfläche zu kommen.

Obwohl er eine Bestie war, dachte und handelte er wie ein Mensch. Aber vielleicht war es der reine Instinkt, der ihn voranpeitschte. Die Steine, über die er lief, waren glitschig. Er mußte achtgeben, daß er nicht stürzte. Er lief dicht an der gemauerten Wand entlang, stützte sich manchmal mit der linken Pranke ab und merkte nicht, daß der Trittweg schmaler wurde.

Da passierte es.

Er rutschte mit dem rechten Fuß aus, konnte sich nicht mehr halten und klatschte in die Brühe.

Sofort saugte sich das Fell voll Wasser, und dann schlug die Flüssigkeit über ihm zusammen.

Der Kanal war nicht tief, so daß der Werwolf keine Mühe hatte, wieder an die Oberfläche zu steigen. Als er stand, reichte ihm das

Wasser bis an die Hüfte.
Er schüttelte sich.
Klatschig hing das Fell an seinem Körper. Er sah aus wie eine zweite, dicke Haut.
Die Bestie kletterte aus dem stinkenden Kanal. Vorsichtig schlich sie weiter. Ihre gelben Augen leuchteten gefährlich. Immer wieder suchte er nach Seitenschächten, die zu den Gullys führten, damit er an die Oberfläche klettern konnte.
Die einzelnen Kanäle waren randvoll. Es hatte in den letzten Tagen geregnet. Hinzu kam die Schneeschmelze, die das Londoner Kanalnetz noch nicht völlig verdaut hatte.
An manchen Stellen schäumte der Kanal regelrecht über, so daß die Fluten über die schmalen Gehwege strömten. Hin und wieder hingen durch Gitter geschützte Lampen an der Rundbogendecke. Ihre milchigen Lichter waren nur mehr helle Flecken in der Dunkelheit.
Der Werwolf keuchte vom angestrengten Laufen. Es war Pech, daß man ihn entdeckt hatte. Er fragte sich nur, wie er die Panne seinem Herrn und Meister beibringen sollte. Zu seinem Glück war der Lieferwagen gestohlen, so daß diese Spur schon mal wegfiel. Und Fingerabdrücke von ihm waren auch nicht registriert.
Dann sah er den schmalen Seitenstollen. Er führte nach links, und im Licht einer kleinen Deckenlampe schimmerte das Eisen einer in die Höhe führenden Leiter.
Die Rettung!
Der Werwolf hangelte sich die Sprossen hoch. Es bereitete ihm Schwierigkeiten, den plumpen unförmigen Körper zu bewegen. Immer wieder stieß er sich an, und jedesmal drang ein wütendes Knurren aus seinem Maul.
Doch der Werwolf gab nicht auf. Er kletterte höher und höher. Aus seinem Fell tropfte das Wasser. Dann berührte er mit seinem Kopf den Gullydeckel.
Der saß fest.
Der Werwolf zog den Schädel ein, duckte sich ein wenig zur Seite, hob aber die linke Schulter an, um kräftig gegen den Gullydeckel zu drücken.
Er brauchte einen zweimaligen Anlauf, bevor der Deckel sich bewegte.
Seine Situation war nicht gerade beneidenswert. Zum einen fiel er durch sein Aussehen schon genug auf, zum anderen wiederum wußte er nicht, wo er herauskam. Eine belebte Straße konnte es nicht sein, denn bisher war noch kein Wagen über den Gullydeckel gefahren.
Beim dritten Versuch klappte es.
Der Deckel fiel.
Keuchend kletterte die Bestie aus der Öffnung. Er streckte vorsichtig

den Kopf heraus und schaute sich nach allen Seiten sichernd um. Er hatte Glück gehabt. Die Straße lag einsam im Licht einiger trüber Laternen. Den am Rand geparkten Wagen nach zu urteilen, handelte es sich um eine Einbahnstraße.

Yürosch stemmte sich mit beiden Pranken ein und stieg dann in voller Körpergröße aus der Öffnung. Der Deckel war ein Stück zur Seite gerollt. Yürosch machte sich erst gar nicht die Mühe, ihn wieder auf das Gullyloch zu setzen.

Geduckt hetzte er über die Straße. Seine Füße klatschten auf den Asphalt. In einer Türnische fand er Deckung.

Hier blieb er erst einmal stehen. Die Straße gehörte nicht mehr zu den Slums. Alte Wohnhäuser rahmten sie ein. Als hinter ihm das Flurlicht durch das kleine Guckfenster der Haustür fiel, zuckte er zusammen und machte, daß er wegkam. Er drückte sich in eine Einfahrt, landete auf einem Hof, dessen Mittelpunkt ein selbstgebastelter Sandkasten für Kinder bildete.

Die Blicke der Bestie strichen erst an den Hauswänden hoch und erreichten den Himmel.

Klar und deutlich stand dort der volle Mond.

Die Bestie merkte das Ziehen in seinem Körper, konnte nicht anders und heulte die runde fahlgelbe Scheibe an.

Klagend hallte der Laut durch die Nacht und wurde in dem engen Hofgeviert durch die Hauswände als Echo noch verstärkt.

Ziemlich weit oben wurde ein Fenster aufgerissen. Der Umriß eines Mannes erschien.

»Verdammte Katzen!« fluchte der Mann.

Yürosch verließ seinen Platz und huschte auf eine Wand zu. Er preßte sich hart dagegen, so daß der Schatten ihn deckte.

Der Mann schloß das Fenster wieder.

Der Werwolf aber fand eine nicht verschlossene Hintertür und gelangte in einen Flur. Er lief hindurch, erreichte die Parallelstraße und spürte plötzlich wieder das mörderische Reißen und Ziehen im Körper, das immer dann einsetzte, wenn die Rückverwandlung dicht bevorstand.

Es war wieder soweit.

Die Bestie bekam kaum Luft. Sie taumelte wie ein Betrunkener, fiel gegen die Hauswand, stützte sich ab, torkelte weiter, keuchte und stöhnte.

Zum Glück sah ihn niemand.

Langsam trat das Fell zurück. Die spitze Schnauze wurde flacher. Auch die Zähne bildeten sich wieder auf ein Normalmaß. Pranken verwandelten sich in Hände, Tatzen in Füße.

Aus der Bestie wurde wieder ein Mensch. Nur die Kleidung, die war zerrissen und hing nur noch in Fetzen um seinen Körper.

Die Schuhe hatte Yürosch von den Füßen geschleudert, so daß er jetzt barfuß weiterlaufen mußte.

Das machte ihm nichts aus. Er war früher immer ohne Schuhe gelaufen, damals, im Hochland von Anatolien.

Er kannte sich in London aus und fand bald die Straße wieder, in der das Theater lag.

Soeben verließen die Zuschauer die Vorstellung.

Yürosch drückte sich an ihnen vorbei.

Manch böser Blick wurde dem in Lumpen gekleideten Yürosch zugeworfen. Er hatte jedoch nur ein geringschätziges Lächeln für die Arroganz der Ladies übrig. – Sie würden seinem Meister in die Falle gehen.

Alle…

Durch einen Seiteneingang schlich er in das Innere des Theatergebäudes.

Dann lief er auf dem direktesten Weg zur Garderobe seines Meisters. Da kein Schild vor der Tür hing, trat er ein, ohne anzuklopfen.

Der Meister saß vor dem Spiegel. Seine Augen wurden groß, als er den Türken sah.

»Schon zurück?« fragte er. Yürosch las ihm jedes Wort von den Lippen ab. Er konnte sich als Tauber wie ein normaler Mensch verständigen.

»Ja, Herr!«

»Hast du dich verwandelt?«

»Ja.«

»Verdammt!« schrie Antonio Scaramanga und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Yürosch warf sich vor den Pianisten auf die Knie. »Ich konnte nicht anders, Herr. Es kam so plötzlich. Auf einmal war es da. Bitte, glaub mir.«

»Aber noch vor Mitternacht!«

»Genau weiß ich auch nicht, was mit mir geschehen ist. Aber während der Fahrt…«

»Der Fahrt?« Plötzlich trat ein lauernder Ausdruck auf Scaramangas Gesicht. »Berichte!«

»Sofort, Herr, sofort…«

Der Werwolf erhob sich, doch Scaramanga machte mit dem Daumen ein Zeichen, daß er wieder auf die Knie sollte.

Yürosch fiel nieder.

Dann erzählte er. Stockend und mit heiserer Stimme. Hilflose Gesten begleiteten seinen Bericht, und in seinen Augen schimmerte es feucht.

Doch Scaramanga hatte kein Mitleid mit seinem Diener. Im Gegenteil. Er bekam einen weiteren Wutanfall, als er hörte, daß Yürosch in einen Unfall verwickelt gewesen war. Der Pianist griff ihn

jetzt nicht nur mit Worten an, er nahm auch seine Füße zu Hilfe.
»Hundesohn, verdammter! Wie konnte so etwas passieren? Man wird die Leiche entdecken – und…« Er wechselte plötzlich das Thema. »Wie sah der Mann aus, der dich verfolgt hat?«
»Groß, blondhaarig.«
Scaramanga überlegte. Diese Beschreibung war zwar ziemlich allgemein gehalten, aber trotzdem speziell.
Speziell deshalb, weil die Finger der Hand ein Bild gezeigt hatten, das genau in den Kreislauf hineinpaßte.
Der Werwolf, ein blondhaariger Mann…
»War auch eine Frau mit ebenfalls blonden Haaren dabei?« erkundigte sich Scaramanga.
»Nein.«
»Woher willst du das so genau wissen?«
»Ich – ich habe keine gesehen.«
»Das besagt nicht, daß sie nicht dabei war. Denn du bist blind, du Trottel!«
Achmed Yürosch sagte nichts. Er senkte nur den Kopf.
Scaramanga aber dachte nach. Dieser blondhaarige Mann hatte seinen Diener verfolgt, der ein Werwolf war. Das hätte nicht jeder normale Mensch getan, denn die Angst war bei denen viel zu groß. Nein, dieser Mann mußte ein besonderer Typ sein.
Ein furchtloser Kämpfer. Einer, der vor Dämonen keine Angst hatte.
Und da gab es in London nur einen.
John Sinclair!
Er kam der Beschreibung sehr nahe. Antonio Scaramanga hatte sich, wie viele Dämonen, genau über seine Gegner informiert. Er wußte, wer auf der anderen Seite stand, und in dieser Stadt hieß sein Erzfeind John Sinclair.
Er schaute seinem Diener ins Gesicht. »Hör zu«, sagte er, und Yürosch las jedes der Worte von Scaramangas Lippen ab. »Es ist nun passiert und nicht mehr zu ändern. Ich werde versuchen, das wieder geradezubiegen. Du kümmerst dich um ein anderes Problem. Im Hinterhof liegt eine Frau. Sie ist vom Dach gestürzt.« Scaramanga lächelte teuflisch, als er die Worte aussprach. »Sie wollte nicht mehr leben. Ihre Liebe zu mir war so groß, daß sie in den Tod ging. Vergrabe die Leiche, damit niemand sie findet. Verstanden?«
»Ja, Herr!«
»Dann geh!«
Yürosch verschwand unter zahlreichen Verbeugungen. Er war froh, daß sein Meister ihn nicht härter bestraft hatte.
Antonio Scaramanga aber wartete ab, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. Dann zog er den rechten Handschuh aus und löschte das Licht, bis auf eine kleine Wandleuchte, die ihren Schein

auf seine erhobene Hand warf.

Noch waren die Nägel matt. Völlig normale Fingernägel, doch als Scaramanga mit monotoner Stimme anfing zu sprechen, begannen sie, sich zu verändern.

Das Horn nahm einen dunkleren Farbton an, schien in Bewegung zu geraten und zeigte plötzlich sehr verschwommen ein Bild.

Einen Mann.

Er stand vor einem Haus. Neben ihm parkte ein Wagen, in dem eine Frau saß. Der Mann sprach mit ihr, da sie das Seitenfenster heruntergelassen hatte.

Wichtig jedoch war das Zeichen am Haus. Dort flimmerte eine Reklame.

Whisper Hell, las Antonio Scaramanga.

Er lächelte böse, denn nun wußte er Bescheid…

***

Die Flüster-Hölle war zwar kein vornehmes Lokal, aber umziehen wollte ich mich trotzdem. Mein Anzug schaute mehr als ramponiert aus. Jane wollte auch in andere Kleidung schlüpfen. Von ihr hingen immer ein paar Sachen bei mir zu Hause…

Es war genau Mitternacht, als ich meine Wohnungstür aufschloß und Jane den Vortritt ließ.

»Ob es nicht schon zu spät ist«, fragte sie zweifelnd.

»Für die Flüster-Hölle?«

»Ja.«

Ich schloß die Tür und schüttelte den Kopf. »Nein, da geht der Betrieb erst richtig los.«

»Du mußt es wissen.« Sie lächelte.

»Wenn du dich duschen willst, gehe ich eben rüber zu Suko. Er weiß noch gar nichts von seinem Glück.«

Jane nickte. »Und sei leise«, sagte sie. »Störe das junge Glück nicht.«

Das junge Glück ›schlief‹ tatsächlich schon. Ich klopfte behutsam an, dann schellte ich.

Als Suko öffnete und im gestreiften Schlafanzug vor mir stand, mußte ich lachen.

»Stark siehst du aus, mein Freund!«

Suko verzog das Gesicht. »Seit wann störst du mitten in der Nacht schlafende Bürger.«

Ich drückte mich an ihm vorbei. »Zieh dich an, es geht rund!«

Sofort glänzten Sukos Augen. »Wirklich?« Schon hatte er die Schlafanzugjacke ausgezogen.

»Ja.«

Shao erschien in der Schlafzimmertür. Ich schluckte. Sie war wirklich eine Frau, die allein mit ihrem Körper Männer um den Verstand

bringen konnte. Das dünne Etwas, das ihr bis knapp unter die Knie reichte, verbarg nur wenig.

Shao lächelte mich an und strich die langen, pechschwarzen Haare zur Seite.

»Hi, John«, sagte sie.

Ich räusperte mich. »Hallo.«

Suko meinte grinsend: »Zieh dir was über, Mädchen, sonst bekommt John noch Schwielen in seine Pupillen.«

»Oh«, machte sie und verschwand.

»Du gönnst mir auch nichts«, sagte ich.

Suko streifte sein Hemd über. »Wenn Jane dich so gesehen hätte…«

»Mensch, sei ruhig, sie ist nebenan.«

»Fährt sie mit?«

»Leider.«

»Worum geht es eigentlich?« wollte Suko wissen.

Ich erzählte es ihm in Stichworten.

Er rieb sich die Hände. »Na, das wird ein Fest«, sagte er.

Ich deutete auf die Schlafzimmertür. »Was ist mit Shao?«

»Die sagt nichts. Da ist sie anders als die liebe Sheila, die Bill ganz schön im Griff hat.«

Ich verteidigte meinen Freund. »Bill ist schließlich Vater.«

»Vielleicht werde ich es auch einmal.«

Ich schaute Suko nur an und sagte: »Ich gehe jetzt und ziehe mich um. In zehn Minuten ist Abmarsch.«

Als ich mein Apartment betrat, empfing mich Jane mit einem um den Oberkörper gewickelten Handtuch. Oben hatte sie es nicht so sehr fest verknotet, und ich wurde leicht unruhig. Erst Shao, die Exotin, dann Jane, das Rasseweib mit den langen blonden Haaren.

Was ich alles innerhalb einer Viertelstunde geboten bekam? Sagenhaft. Jane bemerkte meinen Blick und schüttelte den Kopf. »Nicht jetzt, mein lieber John.«

»Okay, okay. Ich gehe schon.«

Auch ich hüpfte unter die Dusche, rubbelte mich anschließend ab und schlüpfte in frische Kleidung. Die Detektivin hatte sich inzwischen auch angezogen.

»Können wir?«

Sie nickte.

Da klopfte Suko schon. »Alles klar«, sagte er und begrüßte Jane Collins mit einem leichten Klaps auf ihr Hinterteil.

Sie bekam große Augen. »Was ist in dich gefahren?« fragte sie erstaunt. »So kenne ich dich gar nicht.«

Ich grinste. »Das macht Shao. Die Kleine hat unserem Freund ganz schön eingeheizt.«

Jane nickte. »Das glaube ich auch.« Sie schaute Suko forschend an.

»Bin gespannt, was aus euch beiden noch einmal wird…«

***

Wir mußten auf die andere Seite der Themse, um unser Ziel zu erreichen. Das Lokal lag in Southwork, einem Londoner Stadtteil. Hier leben zahlreiche Ausländer.

Wir fuhren über die Blackfriars Bridge. Es herrschte um diese Zeit kaum Verkehr, und in unsere Richtung verirrte sich nur selten ein Mensch.

Über die breite Blackfriars Road ging es in Richtung Süden. Die Straße endete am St. George's Circus, doch soweit wollten wir gar nicht. Wir überquerten eine Eisenbahnlinie und rollten dann in die Union Street ein.

Damit befanden wir uns mitten im Kneipenviertel von Southwork.

Es präsentierte sich anders als Soho. Es gab zwar auch Leuchtreklamen, aber die waren nicht so grell und anreißerisch wie auf der anderen Seite der Themse. Die Kneipen hier wurden von Leuten besucht, die den Shilling noch umdrehen mußten.

Die Whisper Hell fiel etwas aus dem Rahmen. Erstens konnte man schräg neben dem Lokal parken, und zweitens stand ein Portier vor dem Eingang.

Ich hielt an, stieg aus und wartete, bis Suko den Wagen verlassen hatte. Dann beugte ich mich noch einmal zurück, um mit Jane zu sprechen, die das Seitenfenster hatte herunterfahren lassen.

Der Portier beobachtete uns interessiert.

»Du weißt Bescheid«, sagte ich zu Jane. »Wenn wir in einer halben Stunde nicht zurück sind, alarmierst du die Polizei.«

Jane nickte. »Gebt auf euch acht!«

Ich lächelte. »Natürlich.«

Suko war bereits einige Schritte vorgegangen. Ich holte ihn ein, und wir schritten gemeinsam auf die Whisper Hell zu.

Gegenüber flog gerade ein Mann aus einem Pub. Er überschlug sich und beschimpfte die Gaffer, die ihm gefolgt waren. Dann rappelte er sich hoch und verschwand.

Der Portier vor der Flüster-Hölle schaute gar nicht hin. Er war sicherlich Schlimmeres gewöhnt.

Uns sah er jedoch an.

Zum Glück kannte er mich nicht, und deshalb konnte er auch keine Warnung loslassen.

Suko spielte den großen Gangster. »Was ist, Gevatter? Läßt du mich und meinen Boß nicht rein?«

Der Portier – er hatte die Figur eines Catchers – trat zur Seite. »Aber natürlich, Gentlemen.« Er ließ uns vorbeimarschieren.

Wir gelangten in eine Garderobe, hinter der eine verblühte

Bordsteinschwalbe sich um die Mäntel und Hüte kümmerte. Sie schenkte uns ein Faltenlächeln, obwohl wir nichts abgaben.

Durch einen zur Seite geschobenen Vorhang konnten wir in das Lokal hineinschauen.

Auf den ersten Blick schien es voll zu sein.

Die Musik plätscherte leise und man konnte sich im normalen Tonfall unterhalten. Deshalb auch der Name Flüster-Hölle. Wir fanden an der Bar und den Tischen ein bunt zusammengewürfeltes Publikum vor. Und es waren in der Tat einige hundert Jahre Zuchthaus versammelt.

Ich sah ein paar bekannte Gesichter, entdeckte jedoch auch zahlreiche dunkelhäutige Männer, die so bunt gekleidet waren, daß man ihnen ihren Zuhälter-Job bereits aus fünf Meilen Entfernung ansah.

Es fiel auf, daß sich sehr wenig Frauen in der Flüster-Hölle befanden. Doch was hier gesprochen wurde, war für Damenohren ohnehin nicht geeignet.

Wir mogelten uns bis zur Theke durch, bekamen auch zwei Plätze und schauten uns nach dem Wirt um.

Ich kannte Nose Farrit, sah ihn aber nicht. Nur zwei Ober hantierten vor dem langen Flaschenregal. Sie brachten die bestellten Getränke an die Tische.

Von den halblaut geführten Gesprächen konnte ich kaum ein Wort verstehen. Suko saß links neben mir, der Mann an meiner rechten Seite hockte vornübergebeut, hatte seine angewinkelten Ellenbogen auf den Handlauf gestützt und starrte in sein Bierglas.

Ich bestellte zwei Bitter-Lemon.

Als die Getränke gebracht wurden, hielt ich den Mann zurück. »Hör mal, Buddy, wo ist Nose Farrit?«

»Hinten.«

»Ich will ihn sprechen.«

Der Knabe schaute mich lauernd an. »Nose will aber nicht gestört werden.«

Ich zeigte meine Zähne. »Bestelle ihm, daß ein Freund aus der Victoria Street wartet. Dann wird er kommen.«

Ich hoffte darauf, daß der Mixer mit der Victoria Street nicht viel anfangen konnte. Nose Farrit würde sicherlich schneller schalten.

»Gut, ich sag's ihm!«

Während der Bursche telefonierte, zündete ich mir eine Zigarette an. Mit Suko sprach ich kein Wort. Als der Mann den Hörer auflegte, nickte er mir zu.

»Farrit wird kommen«, murmelte ich.

Suko grinste. »Die Victoria Street hat bestimmt gezogen.«

Zwei Minuten später war Nose Farrit da. Jetzt sah auch Suko, weshalb der Mann den Spitznamen Nose – wie Nase – bekommen

hatte. Aus seinem Gesicht ragte ein gewaltiges Riechorgan hervor. Hinzu kam die fast feuerrote Farbe, so daß von dem übrigen Gesicht kaum etwas auffiel. Zusätzlich brachte Nose Farrit bestimmt drei Zentner auf die Waage. Er fand kaum Platz hinter dem Tresen.

Als er mich sah, lächelte er. Es war jedoch kein freundliches, sondern ein bissiges, freudloses Lächeln. Langsam bewegte er sich auf uns zu.

»Hallo, Sinclair. Ihrem Gesicht nach zu urteilen, sind Sie dienstlich hier.«

»So ist es, Nose.«

»Und?«

Ich deutete über meine linke Schulter. »Sollen wir uns nicht ein gemütliches Plätzchen suchen?«

»Sie vertreiben mir die Gäste.«

»Ich kann auch eine Razzia durchführen lassen«, gab ich ihm zu verstehen.

»Okay, ich meinte ja nur.«

»Das ist fein.« Ich rutschte vom Hocker. »Gehen wir.«

Er nickte.

Auch Suko machte Platz.

Nose Farrit hob ein Thekenstück hoch und quetschte sich durch den breiten Spalt. Einige Gäste schauten uns verwundert an, als wir zu einem runden Tisch dicht an der Wand schritten. Sie ahnten wohl etwas und begannen zu flüstern.

Die Stühle waren stabil, wie für Nose gemacht.

»Also, worum geht es?«

»Um Mord!«

Der Wirt zuckte zusammen. Plötzlich wetterleuchtete es in seinen kleinen Augen. Seine Hände begannen ein unruhiges Spiel, und einem vorbeilaufenden Kellner nahm er einen Longdrink ab.

»Damit habe ich nichts zu tun, Sinclair.«

»Das hat auch keiner behauptet. Ich möchte von dir nur einige Informationen.«

»Darf man fragen, wer umgebracht worden ist?«

Ich beugte mich vor. »Man darf, Nose. Der Mann heißt Kronos. Ted Kronos.«

»Müßte ich den kennen?«

»Es wäre besser für dich.«

»Tut mir leid, aber ich…«

»Augenblick, Nose.« Ich griff in die Tasche und holte ein Foto hervor. Es zeigte die Leiche oder vielmehr das Gesicht. Ich schob die Aufnahme über den Tisch. »Fällt dir jetzt was ein?«

Der Wirt schaute sich die Aufnahme an und knetete seine enorme Nase.

»Nein«, sagte er, »mit dem habe ich nie gesprochen.«

»Aber gesehen hast du ihn?« Ich steckte die Aufnahme wieder ein.
Die Antwort kam zögernd. »Ja.«
»Er war bei dir und hat nicht mit dir gesprochen. Mit wem dann?« Rasch schoß ich die nächste Frage ab.
»Muß ich das sagen?«
»Es wäre besser.«
»Au verdammt.« Der dicke Wirt wand und drehte sich wie ein Wurm. Er wollte nicht mit der Sprache herausrücken. »Wenn das bekannt wird, daß ich rede, dann…«
»Ein Lizenzentzug wäre schlimmer.«
»Okay, Sinclair, Sie haben gewonnen. Er hat sich hier mit jemandem getroffen. Der Mann heißt – Peter Linkerton!«
Ich überlegte. »Der Name kommt mir bekannt vor.«
»Ein schwerreicher Importeur von Rohstoffen.«
Ich pfiff durch die Zähne, weil mir eingefallen war, woher ich den Namen wußte. Linkerton hatte vor etwa einem Monat seine zwanzigjährige Tochter auf mysteriöse Art und Weise verloren. Man fand sie eines Morgens tot im Hydepark.
Selbstmord, hieß es.
Aber daran wollte ich nun nicht mehr glauben.
»Sonst weißt du nichts?« fragte ich den Wirt.
Nose Farrit legte seine Pranke auf die Brust. »Bei meiner Ehre, Sinclair. Ich schwöre Ihnen…«
Ich winkte ab. »Nein, lieber nicht.«
»Aber sagen Sie mal, Herr Oberinspektor, weshalb interessieren Sie sich für den Fall. Ich dachte immer, Sie befassen sich nur mit Geistern und solchem Kram.«
Ich lächelte milde. »Was Sie also solchen Kram bezeichnen, hat bereits mehr als einmal zu einer Bedrohung der Menschheit geführt.«
»Und Sie haben die abgewendet?«
»Ja.«
»Bescheiden sind Sie gar nicht.«
Ich stand auf. »Nein, ich bin Realist.«
Suko erhob sich ebenfalls, und ich sah, wie der dicke Wirt erlöst aufatmete. Er war froh, uns endlich loszuwerden. Aus seiner Sicht konnte man das verstehen.
Während unserer Unterhaltung hatte niemand das Lokal verlassen. Aber irgendwie mußten die Gäste ahnen, daß sie es bei mir mit einem Polizisten zu tun hatten. Die feindlichen Blicke sagten genug. Als wir den Ausgang ansteuerten, drehte sich die Mannschaft an der Theke wie auf Kommando herum. Ich spürte die Blicke in meinem Rücken brennen und verspürte ein unangenehmes Kribbeln im Nacken.
Aber ich mußte froh sein, die Whisper Hell gesund verlassen zu können.

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Kurz bevor wir die Garderobe erreichten, hörten wir ein Poltern und dann ein dumpfes Stöhnen.

Sofort schlug die Alarmglocke in meinem Gehirn an. Ich rannte los, tauchte durch den offenen Vorhang, und Suko folgte mir.

Da sah ich den Portier.

Die Garderobiere stand schreckensstarr neben ihm. Sie hatte den Mund zu einem Schrei geöffnet, doch kein Laut drang über ihre Lippen.

Der Portier ließ die Hände sinken.

Ich schaute in ein blutüberströmtes Gesicht.

»Die Hand«, gurgelte er, »die Hand…«

Dann fiel er um.

Ich aber jagte mit Riesensätzen nach draußen, und was ich dort zu sehen bekam, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren…

***

Jane Collins paßte es natürlich nicht, daß sie in dem Fall nur eine passive Rolle spielte. Sie hockte im Wagen, drückte sich tief in die Polster und schaute hin und wieder zur Whisper Hell hinüber.

Eine halbe Stunde sollte sie warten. Verdammt lange Zeit, fand die Detektivin.

Sie zündete sich eine Zigarette an und stellte das Radio ein. Die Musik gefiel ihr überhaupt nicht. Sie war nicht in der Stimmung, um harten Rock zu hören. Jane drehte weiter am Knopf, bis sie leise Tanzmusik hörte.

Das paßte schon besser.

Nach zehn Minuten merkte sie, daß es ganz interessant sein konnte, die Vorgänge auf der Straße zu beobachten. Langweilige Typen gab es nicht.

Ein paar leichte Mädchen versuchten vergeblich, etwas aufzureißen, und die Schimpfworte, die sie den entgangenen Freiern hinterherschickten, hatte Jane noch nie gehört.

Betrunkene marschierten Arm in Arm über die Gehsteige. Wenn solche Typen in die Whisper Hell wollten, machte ihnen der Portier meist auf sehr drastische Weise klar, daß sie dort nichts zu suchen hatten. Einmal kroch jemand auf allen vieren davon.

Hin und wieder fuhren auch Wagen durch die Straße. Polizisten sah Jane nicht. Sie war froh, daß sie von einigen Typen, die an den Häusern herumlungerten, noch nicht entdeckt worden war.

Doch der Wagen fiel auf. Ein Bentley ist ein schickes Auto, und dafür hat so mancher Interesse.

Drei Lederjackentypen, die von unten die Straße hochkamen, blieben stehen, als sie den silbermetallicfarbenen Wagen sahen. Sie stießen

sich an.
Jane beobachtete die Kerle mit Mißtrauen. Die schienen nichts Gutes im Sinn zu haben.
Sie waren fast gleich angezogen. Auf ihren Jacken klimperten Orden und Anhänger. Einer von ihnen trug eine Wollmütze.
Langsam schlenderten die Kerle auf den Bentley zu, und Jane Collins machte sich noch kleiner.
Wenn die Kerle eine Frau sahen, wurden sie wahrscheinlich ungehalten.
Vor der langen Kühlerschnauze blieben sie stehen.
Jane hörte ihre Stimmen.
»Schickes Wägelchen.«
»Sollen wir ihn so schick lassen?«
»Wir könnten auf den Fahrer warten. Vielleicht lädt er uns zu einer Spazierfahrt ein.«
Lachen.
Dann der erste Sprecher. »Ich werde verrückt«, sagte er. »Schaut mal, was für eine Zuckerpuppe da wartet. Direkt auf uns!«
Jane biß sich auf die Lippe. Jetzt hatte man sie entdeckt. Mist, dachte sie.
Und schon standen die drei Lederjacken neben dem Wagen. Es hatte keinen Sinn mehr, sich zu verstecken. Aufrecht setzte sich die Detektivin hin. Ihr blondes Haar floß lang bis auf die Schultern, und die drei Rocker begannen lüstern zu grinsen.
Wollmütze tickte mit dem Finger gegen das Fenster und bedeutete Jane, auszusteigen.
Die Detektivin schüttelte den Kopf. »Verschwindet!« rief sie so laut, daß die Typen es hören mußten.
Sie spien erst einmal gegen die Scheibe. Dann griffen sie unter ihre Jacken und zogen Schlagstöcke hervor. Wollmütze nahm auch eine Fahrradkette in die Hand.
Jetzt wurde es gefährlich.
Die Burschen hatten vor, die Scheibe einzuschlagen, um Jane aus dem Wagen zu holen. Sie mußten sich mächtig stark fühlen, daß sie so etwas wagten.
Jane Collins warf einen Blick durch die Fronstscheibe und sah, daß auch der Portier von der Whisper Hell aufmerksam geworden war, aber noch keine Anstalten machte, einzugreifen.
Doch die Rocker kamen nicht mehr dazu, irgend etwas zu zerstören. Plötzlich wurde der abgestellte Bentley in grelles Scheinwerferlicht getaucht. Eine wahre Lichtflut ergoß sich über den Wagen.
Die Rocker wirbelten herum.
Jane hörte Reifen, ein Quietschen, und im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse.

Schräg hinter ihr stoppte eine große schwarze Limousine, die einen Stern auf der Kühlerhaube trug. Ein großer Mann verließ den Wagen. Er lief auf den Bentley zu, spreizte die Finger der rechten Hand, und saß plötzlich neben Jane Collins, während er gleichzeitig draußen am Fahrzeug stand.

Der Unheimliche konnte sich verdoppeln!

Unglaublich.

Jane war vor Schreck wie gelähmt. Sie spürte kalte Finger an ihrem Arm, während der Mann an ihr vorbeigriff und die Wagentür öffnete.

»Raus!« zischte er und gab Jane einen Stoß.

Die Blondine fiel aus dem Fahrzeug.

Aber da waren noch die Rocker. Vielleicht wollten sie Jane helfen oder sie griffen nur aus Spaß in die Auseinandersetzung ein. Sie stürzten sich auf den draußen stehenden Fremden.

Man sah die Bewegungen kaum, mit denen der Mann reagierte. Plötzlich krümmten sich die Rocker auf der schmutzigen Erde. Über ihre Gesichter lief Blut.

Nun griff der Portier ein.

Doch der Unheimliche schaffte auch ihn. – Schreiend taumelte der Türhüter zurück. Er hatte die Hände vor sein Gesicht gerissen und verschwand in der Bar.

Inzwischen zerrte der Doppelkörper des Mannes Jane aus dem Wagen. Sie wehrte sich, schrie und strampelte, kam gegen die Kraft des Mannes jedoch nicht an.

Das war genau der Augenblick, als Suko und ich die Whisper Hell verließen…

***

Zuerst sah ich Jane Collins.

Sie wurde von einem Kerl aus dem Wagen gezogen, der verdammt unsanft mit ihr umging. Dann entdeckte ich die auf dem Boden liegenden Rocker und ich sah einen zweiten Mann, der dem ersten aufs Haar glich.

Zwillinge?

Ich dachte nicht weiter darüber nach, sondern rannte auf den Kerl zu, der Jane gepackt hielt. Hinter mir hörte ich Sukos Schritte. Es beruhigte mich, daß mein Partner in der Nähe war. Auf Suko konnte ich mich hundertprozentig verlassen. Wir waren im Laufe der Zeit zu einem fest eingespielten Team geworden.

Da der dunkel angezogene Mann, der Jane gepackt hielt, sie nicht mit einer Waffe bedrohte und auch keine Anstalten machte, eine zu ziehen, ließ ich die Beretta ebenfalls in der Halfter. Später ärgerte ich mich darüber. So aber war ich noch überzeugt, Jane mit bloßen Händen aus den Klauen zu befreien.

Doch dagegen hatte der Doppelkörper etwas. Scaramanga tauschte innerhalb von einer Sekunde die beiden Körper aus.
Urplötzlich stand er vor mir.
Als hätte er sich selbst dorthin teleportiert.
Ich bekam große Augen. Und die Zeit reichte dem Mann. Plötzlich tauchten die beiden gekrümmten Hände von meinem Gesicht auf, und nur dadurch, daß ich mich in die Knie fallen ließ, verfehlte mich der heimtückische Griff. Trotzdem fuhren die Nägel noch über meine Schultern, und ich hörte, wie sie über den Stoff ratschten.
Aber noch etwas vernahm ich.
Janes Schrei.
»John! Hilfe – ich…«
Da hielt mich nichts mehr. Ich federte hoch und hämmerte dem Kerl vor mir die Faust voll unter das Kinn.
Vielmehr wollte ich es. Doch meine Hand traf nicht. Es war, als hätte ich in die Luft geschlagen. Die eigene Wucht katapultierte mich nach vorn. Ich konnte das Gleichgewicht nicht halten, fiel zu Boden und drehte mich ein paarmal um die eigene Achse. Aus den Augenwinkeln sah ich Suko, wie er seine Waffe zog und anlegte.
Im gleichen Augenblick schrie der Kerl, der Jane gepackt hielt, eine Beschwörung.
Plötzlich schoß vor Suko eine Flammenwand hoch.
Schreiend sprang mein Partner zurück. Gedankenschnell breitete sich das Feuer aus und schoß auch auf mich zu.
Ich schnellte hoch.
Die Flamme wischte vorbei. Trotz allem hechtete ich durch dieses Feuer, um Jane Collins zu Hilfe zu kommen. Links von mir löste sich der Doppelkörper auf.
Jane wurde wuchtig in den Fond des Mercedes geworfen. Die Tür klappte zu, und im nächsten Moment saß der Unheimliche hinter dem Lenkrad.
Starten!
Da war ich am Wagen.
Ich konnte hineinschauen und sah Jane mit vor Schrecken weit aufgerissenen Augen auf der Sitzbank liegen. Sie konnte sich nicht bewegen, denn um Hände und Füße lagen flammende Fesseln, die ihre Haut jedoch nicht verbrannten.
Ich warf mich gegen die Tür und zerrte am Griff.
Da fuhr der Mercedes an.
Er machte einen regelrechten Bocksprung, und da ich nicht losließ, die Tür aber auch nicht aufbekam, wurde ich mitgeschleift. Dabei tickten meine Beine wie ein Gummiball auf dem harten Boden.
Wenn ich nicht zu Tode geschleift werden wollte, mußte ich loslassen. Ich tat dies im letzten Moment, so daß ich mich noch

schulmäßig abrollen konnte, als ich auf den Boden prallte.

Sofort stand Suko neben mir und riß mich hoch.

Ich wußte, was er wollte und stellte auch gar keine Fragen. Wir mußten hinter dem Mercedes her.

Sekunden später saßen wir in meinem Bentley.

Ich fuhr.

Die Neugierigen, die sich inzwischen angesammelt hatten und überhaupt nicht begriffen, was vorgefallen war, spritzten erschreckt zur Seite, als ich startete.

Ich knüppelte förmlich die Gänge hoch.

Die Verfolgungsjagd begann!

***

Antonio Scaramanga lachte häßlich, als er die Tür zurammte und Jane gefesselt auf dem Rücksitz wußte.

»Ihr wolltet schlauer sein als ich!« kreischte er. »Aber da habt ihr euch geirrt.«

Er fuhr an.

Wild und hart.

Jane bekam mit, wie ich mich verzweifelt bemühte, den Wagen aufzuhalten und es doch nicht schaffte.

Als ich zur Seite flog, lachte Scaramanga. »Erledigt, dein Freund. Er hätte sich nicht in meine Angelegenheiten mischen sollen!«

»John Sinclair wird auch Sie fassen!« schrie Jane ihm in den Nacken.

»Nein, ich kriege ihn!«

Der Mercedes gewann an Fahrt.

Scaramanga kümmerte sich nicht um Verkehrsregeln und Geschwindigkeitsbegrenzungen, er jagte los, und Jane Collins stand Höllenängste aus.

Eine Ampel.

Rot!

Antonio Scaramanga stoppte nicht, sondern überfuhr sie. Fast hätte es einen Zusammenstoß gegeben, der von links kommende Wagen konnte gerade noch bremsen.

Sie erreichten die Blackfriars Road. Und die führte in schnurgerader Linie genau auf die Brücke zu.

Keine Kurven, keine Engpässe – freie Fahrt!

»Mich hält keiner auf!« schrie der Pianist. »Höchstens noch der Teufel, aber der ist mein Freund!«

Jane glaubte es ihm unbesehen. Sie lag auf dem Rücken, und noch immer banden ihr die magischen Fesseln Hände und Füße. Sie fragte sich, was dieser Mann mit ihr vorhatte? Wollte er sie umbringen? Oder als Geisel behalten?

Sie hoffte nur, daß die Verfolger die Spur des Wagens nicht verloren.

Antonio Scaramanga hockte geduckt hinter dem Lenkrad. In seiner Haltung erinnerte er an ein sprungbereites Raubtier. Seine Hände umklammerten hart das Lenkrad, so daß die Knöchel spitz hervortraten.

Ja, er würde es ihnen zeigen.

Allen…

Noch jagten sie durch Wohngebiete, aber immer mehr näherten sie sich der breiten Brücke.

Links lag in völliger Dunkelheit eingebettet ein kleiner Friedhof. Daran schlossen sich wieder die geschlossenen Fronten der Wohnbaracken. Nicht mehr lange, und dann würde der breite Uferstreifen an der Themse auftauchen.

Scaramanga überholte alle Fahrzeuge vor ihm. Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit jagte er rechts an den Wagen vorbei und scherte sich einen Teufel darum, ob er andere Verkehrsteilnehmer behinderte.

Auch über die nächste große Kreuzung raste er wie ein Lebensmüder, Dann tauchte die Auffahrt zur Brücke auf.

Lichterketten zeichneten in der Nacht den Weg der Blackfriars Bridge nach. Direkt hinter dem stolzen Eisenbauwerk lag die U-Bahn-Station. Dort führte die breite Uferstraße der Victoria Embankment mit der Blackfriars Road zusammen. Scaramanga mußte mit der Geschwindigkeit herunter, wollte er keinen Unfall provozieren.

Das schien ihm egal zu sein. Er raste weiter mit unverminderter Geschwindigkeit.

Auf die Brücke zu.

Aber dort strahlten nicht nur die Lichter der normalen Beleuchtung, sondern auch andere.

Rot in der Farbe und quer zur Fahrbahn stehend.

Andere Wagen bremsten. Auf der linken Seite hatte sich bereits ein Stau gebildet.

Die Polizisten hielten alles an. Sie waren nur auf einen Wagen scharf.

Auf den Mercedes!

Und der wurde weitergepeitscht.

Kein Bremsen, keine Verringerung der Geschwindigkeit – nichts…

In voller Fahrt hielt Antonio Scaramanga auf die Straßensperre zu. Dicht hinter dem Brückenanfang war sie aufgebaut.

Durch einen Spruch löste er die magischen Fesseln. Jane Collins konnte sich wieder aufrichten.

Das hatte Scaramanga gewollt.

Zweihundert Yards bis zur Brücke!

Mitten auf der Fahrbahn stand ein Polizist und winkte. Die rote Kelle beschrieb einen Kreisbogen.

Jane Collins starrte über die Schulter des Fahrers. Ihre Augen wurden groß vor Schreck.

»Sind Sie wahnsinnig!« brüllte sie. »Bremsen! Bremsen! Halten Sie an!«

Vollgas!

Noch hundert Yards…

Scaramanga lachte.

Jane Collins trommelte wild mit ihren Fäusten auf seine beiden Schultern.

Fünfzig Yard.

Der Polizist hechtete zur Seite.

Jetzt war nur noch die Sperre vorhanden.

Aus!

***

Suko reagierte fantastisch. Während ich den Wagen startete und gleichzeitig die Tür zuschlug, griff er bereits nach dem Sprechfunkgerät, ging auf Notfrequenz und gab stichwortartig seine Meldung durch.

»Großalarm. Frau entführt. In einem dunklen Mercedes 230. Fährt über die Union Street in Richtung Westen. Will wahrscheinlich zur Blackfriars Bridge. Fahrbahnsperrung vor der Brücke. Aber rasch. Es geht um Minuten.«

Darum ging es tatsächlich. Wir hatten am eigenen Leibe erlebt, mit welch einem Gegner wir es zu tun bekamen. Dieser Dämon konnte sich verdoppeln. Er beherrschte die sogenannte Bilokation, die Fähigkeit, sich an zwei Orten gleichzeitig aufzuhalten.

Und das machte ihn so gefährlich.

Die breiten Scheinwerfer des Bentleys durchbrachen mit ihrem Lichtteppich die Dunkelheit. Noch fuhren wir über die Union Street. Und ich scherte mich diesmal keinen Deut um alle Verkehrsregeln. Ich peitschte die schwere Limousine voran. Manchmal zwang mich der Gegenverkehr, auf die linke Spur zurück.

»Hoffentlich spuren die Kameraden«, sagte Suko. »Wenn die keine Sperre errichten, sehe ich schwarz. Der Hundesohn hat einen viel zu großen Vorsprung.«

Ich hob die Schultern. »Meiner Meinung nach läßt sich dieser Dämon auch nicht durch eine Sperre aufhalten.«

Bremsen!

Vor uns im Licht tauchte die Einmündung zur Blackfriars Road auf. Blinker rechts, mit Volldampf in die Kurve und ab ging es.

Suko hielt wieder den Hörer in der Hand und meldete sich. »Ist die Sperre fertig?«

»Ja, fast.«

»Seht ihr den Wagen?«

»Noch nicht. Dort, das muß er sein.«

Suko runzelte die Stirn. »Okay, dann haltet ihn nach Möglichkeit auf. Aber nicht schießen, der Fahrer hat eine Geisel.«

»Ja, ja!« klang die aufgeregte Stimme zurück.

Suko hängte wieder ein. »Der ist wohl noch neu, der Knabe am anderen Ende.«

Ich nickte nur. Mein Fuß bekam den Bleischock. Er drückte das Gaspedal durch. Auf der linken Seite sah ich vor mir die Rückleuchten zahlreicher Wagen glühen. Dort hatte sich bereits ein Stau vor der Brücke gebildet. Wir aber jagten rechts weiter. Fahrzeuge, die es nicht rechtzeitig schafften, sich in den Stau einzufügen, standen halb auf der Überholspur oder fuhren langsam an der Blechschlange vorbei.

»Idioten!« preßte ich bei einem Ausweichmanöver hervor.

Verflucht, ich war nervös. Dieser Dämon hatte uns seine Macht demonstriert, und Jane Collins befand sich in seinen Klauen. Eine bessere Geisel hätte er gar nicht rauben können.

Wie ein Brett lag der Bentley auf der Fahrbahn. Kein Windstoß brachte ihn aus seiner Spur. Wieder einmal war ich froh, dieses Fahrzeug zu besitzen.

»Kennst du diesen Kerl?« fragte Suko.

»Nein.«

»Er scheint aber schon lange in London zu sein. Zusammen mit diesem Werwolf.«

»Möglich.«

Meine Antworten waren ziemlich einsilbig. Ich mußte mich jetzt voll auf die Verfolgungsjagd konzentrieren.

Suko verstand das.

Wir jagten auf die Brückenauffahrt. Vor uns lag wie ein dunkles Band die Themse. Hin und wieder blitzten dort ein paar Lichter auf. Positionsleuchten angelegter Schiffe.

Die Sperre vor der Brücke war nicht zu übersehen. Von rechts nach links zog sich die Lichterkette über die Fahrbahn. Dazwischen leuchtete das Rot einer Kelle.

Aber der Kerl fuhr weiter.

Ich hatte die Heckleuchten des Mercedes schon längst erkannt. Zwei, drei Sekunden vergingen. Wenn der Fahrer jetzt nicht bremste, dann war alles zu spät.

Er würde in die Sperre hineinrasen, vielleicht von der Fahrbahn abkommen und an einem Pfeiler zerschellen.

»Brems doch!« flüsterte ich. »Bremsen…!«

Ich dachte dabei an Jane.

Der Dämon raste weiter.

»Zu spät!« sagte Suko. Sein Gesicht war kalkweiß. »Aus… vorbei…«

***

Unbewußt hatte sich Jane Collins in der letzten Sekunde in den Fondsitz fallen lassen. Sie wußte, daß es keine Rettung mehr gab, rollte sich zusammen wie ein Igel und schützte ihren Kopf mit beiden Armen.

Scaramanga aber lachte.

Laut und teuflisch.

Er hatte noch ein As im Ärmel.

Urplötzlich riß er den Wagen nach rechts.

Es war eine wilde, nicht von Panik, sondern von eiskalter, dämonischer Überlegung gesteuerte Reaktion. Er nahm die Kurve so, daß der Mercedes nicht umkippte, sondern über den Randstreifen hinwegschoß und wie eine Rakete durch die Luft flog.

Ziel: die Themse!

Jane Collins schrie. Sie hatte sich wieder aufgesetzt, als der berstende Aufprall ausgeblieben war. Als sie jetzt durch die Scheibe schaute, sah sie unter dem Wagen die breiten Uferwiesen hinwegwischen und vor sich die dunkle Wasserfläche, auf die der Mercedes Sekunden später klatschen würde.

Doch es kam anders. Das Schicksal nahm eine Wendung, mit der Jane Collins nie in ihrem Leben gerechnet hätte.

Die Hauptrolle dabei spielte Antonio Scaramanga.

Er verdoppelte sich.

Plötzlich gab es zwei Scaramangas. Einer hockte nach wie vor hinter dem Lenkrad, der andere, sein Schatten, riß Jane an sich und öffnete die hintere linke Wagentür.

Scharfer Wind fegte herein. Mit spielerischer Leichtigkeit wurde die Detektivin angehoben, so als würden die Gesetze der Schwerkraft überhaupt nicht mehr gelten.

Einen Herzschlag später befand sie sich schon außerhalb des Wagens.

Der echte Scaramanga drückte die Fahrertür auf. Genau in dem Moment, als der Wagen den Scheitelpunkt der Kurve überfuhr und nach unten wegsackte.

Dann ließ er sich aus dem Wagen fallen.

Jane Collins schrie nicht, sie weinte nicht – sie starrte und staunte nur.

Was sie hier über der Themse und mitten in London erlebte, erinnerte sie an den Film Supermann.

Ein fliegender Mensch hielt sie gepackt, und er rettete jetzt noch seinen eigenen Körper.

Mit dem rechten Arm umfaßte er Jane, mit der linken Hand packte er eisenhart zu und ergriff das Handgelenk seines normalen Ichs.

Er ließ nicht los.

Eine Drehung, und er jagte auf die Brücke zu, flog hoch darüber hinweg, während unter ihnen der Mercedes in die Fluten klatschte

und langsam versank.

Jane schaute auf die Erde, sah die zahlreichen Lichter und auch die Menschen, die fassungslos dastanden und dem fliegenden Dämon nachstarrten, der immer kleiner wurde und schon bald mit dem dunklen Himmel über London verschmolz.

Jane Collins aber hatte er mitgenommen. Sie flog einem ungewissen Schicksal entgegen…

***

Ich wartete bis zum letzten Augenblick. Dann erst bremste ich ab. Intervallweise, damit mir der Bentley bei dieser hohen Geschwindigkeit nicht wegrutschte.

Während des Bremsvorganges bekamen Suko und ich mit, wie der Mercedes nach rechts gerissen wurde, dann abhob und dem Wasser entgegenflog.

Ich hatte das Gefühl, dicht vor einem Herzschlag zu stehen. Für Janes Leben gab ich keinen Cent mehr.

Der Bentley stand.

Wir sprangen aus dem Fahrzeug.

Ebenso gebannt wie die Polizisten starrten wir dem Wagen nach. Ein unfaßbares Schauspiel bahnte sich an.

Der Dämon verdoppelte sich.

Er riß Jane Collins aus dem Wagen, schwang sich mit ihr durch die Luft, schleuderte Jane herum und zog die Fahrertür auf, um seinen Originalkörper hervorzuzerren.

Gebannt schauten wir zu.

»Ungeheuer«, murmelte ich.

Die anderen waren sprachlos. Auch die Polizisten faszinierte das Schauspiel. So etwas hatten sie noch nie in ihrem Leben gesehen. Es war wie im Kino.

Der Dämon flog davon.

Mit Jane Collins und seinem Originalkörper. Er verschwand im Dunkel der Nacht.

Erst jetzt löste sich die Spannung bei den Zuschauern. Die Polizisten waren ratlos und redeten wirr durcheinander. Einer schlug sich gegen die Stirn und rief: »Ich spinne, ich träume, das gibt es nicht!«

Suko und ich schauten uns ernst an. Mein Partner sprach das aus, was ich dachte. »Ob wir gegen ihn ankommen, ist mehr als fraglich.«

»Ja.«

Der Dämon war mit Jane Collins verschwunden, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen konnten.

Die Niederlage fraß in mir. Und die Sorge um Jane Collins ebenfalls.

Der Streifenführer trat auf mich zu. Er kannte mich vom Sehen, grüßte und fragte: »Haben Sie eine Erklärung, Sir?«

Ich hob die Schultern. »Nein!«
»Und was soll ich melden, Sir?«
In mir stieg die Wut hoch. Wut über die Ohnmacht, zu der wir verdammt waren. »Sagen Sie, Supermann wäre gekommen!« zischte ich, machte kehrt und ging zum Wagen.
Suko folgte mir.
»Du bist ungerecht«, sagte er.
»Ich weiß, aber auch ich bin nur ein Mensch. Tut mir leid…«

***

Mit rasender Geschwindigkeit kam der Erdboden auf sie zu. Jane Collins schloß die Augen, weil sie Angst hatte, sich die Knochen zu brechen. Doch kurz vorm Aufkommen verringerte sich die Fahrt, und beinahe sacht landeten sie auf einer kleinen Grünfläche nahe der Grenze Soho/Mayfair.
Sofort löste sich der Doppelkörper des Pianisten auf, und nur noch eine Gestalt stand vor der Detektivin.
Es war kaum vorstellbar, daß Jane Sekunden zuvor noch zwei dieser Körper gesehen hatte.
Scaramanga hielt sie fest. Über ihnen rauschte der Nachtwind in den Kronen der Bäume. Sie zeigten bereits die ersten frischen grünen Blätter.
Der Frühling war nah.
Jane fragte sich allerdings, ob sie diese Jahreszeit noch erleben würde. Denn der Dämon mußte einen Grund haben, wenn er sie entführte. Wahrscheinlich wollte er ihren Tod.
Und dabei wußte sie nicht einmal, wer sich hinter diesem hart wirkenden Gesicht verbarg.
Jane nahm allen Mut zusammen. »Wer – wer sind Sie?«
»Mein Name ist Scaramanga«, erwiderte der Pianist. »Antonio Scaramanga.«
Jane Collins überlegte. Hatte sie den Namen schon einmal gehört – oder etwas darüber gelesen? Das mußte in der letzten Zeit gewesen sein.
Aber wo?
Scaramanga bemerkte, daß Jane nachdachte, und er lachte. »Ja, ich bin kein Unbekannter für London«, sagte er. »Ich halte mich bereits einige Wochen in der Stadt auf und gebe Konzerte.«
»Der Pianist«, sagte Jane.
Scaramanga lächelte. »In der Tat, Sie haben es erfaßt, schöne Lady. Ich bin es.«
»Und was haben Sie vor?«
Er lachte. »Ich möchte meine Fähigkeiten nutzen, um an das zu kommen, was vielen Menschen fehlt, was sie sich jedoch immer

wieder wünschen. Macht und Geld!«

»Wieso machen Sie…«

Der Pianist ließ Jane Collins gar nicht erst ausreden. Er faßte sie an der Schulter und schob sie voran. »Gehen wir, und versuchen Sie nicht, zu fliehen. Ich würde Sie jederzeit einholen.«

Das glaubte Jane aufs Wort. Mit seinem Doppelkörper war er nahezu unschlagbar.

»Wo bringen Sie mich hin?« fragte Jane, als sie quer über eine Wiese schritten.

»Zu mir.«

»Schön. Und wo ist das?« Jane bekam langsam ihre Fassung, und ihre alte Sicherheit zurück.

»Lassen Sie sich überraschen. Auf jeden Fall ist es ein Ort, an dem Sie niemand findet.«

»Dann werden Sie mich töten?«

Unter den ausladenden Ästen einer alten Platane blieben sie stehen. »Töten? Vielleicht – vielleicht auch nicht. Bis jetzt habe ich niemand getötet. Diejenigen, die gestorben sind, gingen alle freiwillig für mich in den Tod. Sie wären die erste, die es nicht täte.« Er lachte und schaute Jane dabei mit seinen bohrenden Augen so scharf an, daß es ihr angst und bange wurde. Sie spürte jetzt bereits den hypnotischen und dämonischen Einfluß, der von diesem Mann ausging, und sie fragte sich, ob sie ihm jemals würde entrinnen können…

***

Jane war entführt worden, und wir mußten uns damit abfinden, so schwer uns dies auch fiel. Aber da war nichts mehr zu machen.

Wir befanden uns wieder auf der Nordseite der Themse und fuhren in Richtung Ludgate Circus. Rechts der Straße führte auf einem Damm die Eisenbahnlinie vorbei. Dahinter lagen die Häuserfronten wie eine dunkle Mauer.

Suko schwieg. Er konnte sich denken, wie es jetzt in mir aussah, und auch ich sprach kaum ein Wort.

Schließlich meinte der Chinese: »Wir sollten eine Tasse Kaffee trinken.«

Ich war einverstanden.

Es gab in der Nähe einige Lokale, die offen hatten. Wir entschieden uns, die Filiale einer amerikanischen Schnellimbiß-Kette zu betreten, und holten uns zwei Becher Kaffee am Buffett ab. Suko nahm sich noch einen Hamburger mit.

Ich hatte keinen Hunger.

Ganze sieben Gäste zählte ich. Ein Mann hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und schlief.

Langsam schlürfte ich den Kaffee. Ich hatte mich unterwegs ein

paarmal mit der Zentrale unserer Stadtpolizei telefonisch in Verbindung gesetzt, doch der Dämon und Jane Collins waren nirgendwo aufgefallen. Es schien, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

»Eine Spur haben wir ja noch«, meinte Suko kauend.

»Linkerton?«

»Genau.«

Ich war skeptisch. »Ob der uns weiterhelfen kann?«

»Es ist zumindest einen Versuch wert. Irgendwie muß er ja den Tod seiner Tochter mit diesem Dämon in Verbindung gebracht haben. Das liegt auf der Hand.«

Suko hatte recht. Dieser Peter Linkerton war wirklich die einzige Spur.

»Ruf ihn an«, sagte mein Partner.

Ich schaute auf die Uhr. Mitternacht war schon seit einer Stunde vorüber. Aber ich mußte es versuchen. Zuviel stand auf dem Spiel.

Ich stand auf und ging zum Telefon. Eine freundliche Bedienung hatte mir den Weg gezeigt. Ein Telefonbuch gab es nicht. Die Nummer erfuhr ich über die Auskunft.

Dann läutete ich an.

Schon beim zweiten Klingeln wurde abgehoben.

»Linkerton!« Der Mann bellte seinen Namen in den Hörer, und wie er das machte, ließ darauf schließen, daß er ein ziemlich harter Typ war.

»Sinclair, Scotland Yard«, erwiderte ich.

Danach war es erst einmal ruhig.

Dann wieder seine Stimme. Diesmal allerdings etwas leiser. »Was kann ich für Sie tun? Geht es um meine Frau?«

»Wieso?«

»Nun – äh, es war nur eine Frage.«

»Nein, um Ihre Frau geht es nicht. Eher um Ihre Tochter. Kann ich Sie aufsuchen?«

»Natürlich. Wann?«

»Sofort!«

Schweigen. »Ja, wenn es sein muß. Es ist zwar eine etwas unpassende Zeit, aber…«

»Sie können versichert sein, Mr. Linkerton, es ist sehr dringend.«

»Okay, kommen Sie vorbei. Ich wohne in Paddington. Senior Street.«

»Danke.«

Wenn wir nach Paddington wollten, mußten wir quer durch London fahren. Eine ganz schöne Strecke, aber in der Nacht herrschte wenig Verkehr. Das mußte zu schaffen sein.

Ich sagte Suko Bescheid. Er aß inzwischen seinen zweiten Hamburger. »Aufregung macht mich immer hungrig«, gestand er.

»Und mir schlägt sie auf den Magen.«

Wir sahen zu, daß wir auf die Oxford Street kamen und fuhren in Richtung Westen.

Immer geradeaus.

An der Nordoststrecke des Hyde-Parks fuhren wir in die Edgewater Road hinein, bogen am London Metropole Hotel auf den Westway ein und hatten bald unser Ziel erreicht.

Die Straße lag nicht weit vom Bahnhof entfernt in einem ruhigen Viertel.

Das Haus, in dem Linkerton wohnte und arbeitete, war ein stattliches Gebäude.

In dieser Straße gab es schräge Parktaschen, und ich rangierte den Bentley rückwärts in eine hinein. Wenn der Wagen mit der Kühlerschnauze zur Straße hin stand, konnte ich immer rasch starten.

Niemand ließ sich blicken, als wir auf die Haustür zuschritten. Zwei kleine Wandleuchten brannten links und rechts neben der Tür. Sie tauchten das präparierte Magahoniholz in ein angenehmes Licht.

Ein Schild wies darauf hin, wer hier wohnte.

Zwei Klingeln waren nebst Sprechanlage vorhanden.

Ich schellte oben und meldete uns an, als die fragende Stimme aus dem Lautsprecher klang.

Wir drückten die Tür auf, betraten den Hausflur, der sehr breit war und dessen Marmorfliesen sicherlich ein Vermögen gekostet hatten. Nun ja, der Eigentümer schien es zu haben.

Wir nahmen nicht die Treppe, sondern den Lift, über dessen Tür ein grüner Pfeil leuchtete. Gegenüber führten einige Türen zu den Büros, wie ich an den Schildern erkannte.

Peter Linkerton erwartete uns vor seiner Wohnungstür. Ich war etwas enttäuscht, als ich ihn sah.

Ein ziemlich kleiner Mann, rundlich gebaut und mit einem Dackelgesicht. Nur die Augen leuchteten hart. Er trug einen rostfarbenen Blazer und eine braune Hose. Sein Hemd stand offen. Er hatte sich einen Schal in den Ausschnitt gesteckt.

Ich stellte Suko und mich vor.

Linkertons Händedruck war kräftig.

»Bitte kommen Sie herein.«

Er führte uns in den Living-room. Linkerton mußte ein Sammler moderner Graphiken sein, denn die Wände waren damit völlig zugedeckt. Die weiße Sitzgruppe stand in der Mitte des Raumes, und der niedrige schwarze Tisch bildete einen hervorragenden Kontrast.

Durch das große Fenster hatten Suko und ich einen fantastischen Blick über Paddington.

»Möchten Sie etwas trinken?«

Wir entschieden uns für Orangensaft mit Eis.

Linkerton nahm einen Sherry.

Er setzte sich uns gegenüber, kreuzte die Beine und führte das Glas an die Lippen.

»Womit kann ich Ihnen dienen, Gentlemen?«

»Wie ich bereits erwähnte, geht es um Ihre Tochter.« Ich steckte meinen Ausweis, den ich ihm zuvor gezeigt hatte, wieder ein. »Sie ist, wie mir bekannt ist, unter recht seltsamen oder mysteriösen Umständen gestorben. Liege ich da richtig?«

»Ja.«

»Sie haben einen Mann engagiert, um den Tod Ihrer Tochter aufzuklären?«

»Genau, Mr. Sinclair. Entschuldigen Sie, aber ich halte die Polizei nicht für wirkungsvoll genug, was sich auch hinterher gezeigt hat. Sie haben einen Selbstmord festgestellt. Mehr nicht. Aber meine Tochter – und das möchte ich vorausschicken – war nicht der Typ, der Selbstmord begeht. Sie war zu agil und liebte Feiern, Partys und das Leben. Da bringt man sich nicht um, Mr. Sinclair. Glauben Sie mir.«

Ich nickte. »Sie denken an Mord.«

»Ja.«

»Und Ted Kronos sollte Ihnen helfen?«

»Genau.« Er lächelte. »Aber woher kennen Sie seinen Namen?«

Ich wich der Frage aus. »Kannten Sie Kronos schon vorher?«

Er hob die Schultern und befeuchtete sich seine Lippen mit Sherry. »Sagen wir mal, ich habe von ihm gehört.«

»Sie wußten also, daß er ein Killer ist!«

Er stellte das Sherryglas weg. »Nein!«

»Wirklich nicht?« Ich traute Linkerton nicht. Er war mir ein zu geriebener Bursche.

Seine schmalen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Ich weiß nicht, was Sie wissen, Sinclair, und welche Trümpfe Sie noch in der Hinterhand haben, aber ich wußte zumindest im großen und ganzen, welch einem Job Ted Kronos nachging. Er war ein Kopfgeldjäger. Anders war es im Wilden Westen auch nicht, Mr. Sinclair.«

»Vielleicht. Nur leben wir nicht im Wilden Westen. Unsere Zeit hat Gesetze, und die müssen respektiert werden. Kopfgeldjäger damals und heute hatten beziehungsweise haben einen schweren Stand. Sie laufen immer in Gefahr, selbst umgebracht zu werden. Und das hat Ted Kronos hinter sich.«

Linkertons Augen verengten sich. »Moment mal. Wollen Sie damit sagen, daß Kronos…«

»Ja, er ist tot. Man hat ihn erstochen. Hinterrücks. Wir haben nur durch einen Zufall die Leiche entdeckt.«

Linkerton wurde blaß. Er lehnte sich zurück und wischte mit der Hand über sein Gesicht. »Teufel«, sagte er leise.

»Das ist hart, ein regelrechter Hammer.« Er schüttelte den Kopf. »Nie

hätte ich damit gerechnet.«

»Es ist nun nicht mehr zu ändern«, erwiderte ich.

Eine Schweigepause entstand. Ich ließ dem Mann erst einmal Zeit, sich zu erholen und zündete mir eine Zigarette an. Linkerton lehnte ein Stäbchen ab.

»Und warum hat man ihn umgebracht?« fragte er schließlich mit leiser Stimme.

»Deswegen sind wir zu Ihnen gekommen«, erwiderte ich. »Wir hoffen, bei Ihnen die Antwort oder wenigstens einen Teil davon zu bekommen.«

»Ich weiß nichts.«

»Aber Kronos war in Ihrem Auftrag unterwegs«, sagte Suko. Er nahm zum erstenmal seit unserer Ankunft an dem Gespräch teil.

»Ja, er sollte den Tod meiner Tochter aufklären.«

»Ist Ihre Frau nicht da?« fragte ich.

»Nein. Wir – wir gehen so ziemlich unsere eigenen Wege. Ich glaube, sie wollte zu einem Konzert. Wann sie zurückkommt, weiß ich nicht. Es interessiert mich auch nicht sonderlich. Wir haben uns auseinandergelebt.« Er atmete tief ein. »Kronos arbeitete etwa seit einer Woche für mich.«

»Haben Sie zwischendurch mit ihm gesprochen?«

Linkerton fischte aus einem Kasten ein Zigarillo. »Ja, wir haben miteinander gesprochen. Vor zwei Tagen noch.«

»Und?«

Peter Linkerton zündete sich das Zigarillo an.

»Was soll ich Ihnen sagen, Mr. Sinclair? Einen Erfolg hat er nicht verbuchen können. Aber wie mir schien, hat er eine Spur gefunden. Eine verrückte – zugegeben, aber…«

»Kommen Sie zur Sache«, unterbrach ich ihn.

»Okay. Die Spur führt zu einem Pianisten, wie er mir sagte. Er hat mir sogar den Namen aufgeschrieben. Moment.« Linkerton stand auf und ging zu einem kleinen Schreibsekretär. Aus der obersten Schublade holte er einen Zettel in DIN-A-5-Format hervor.

Ich streckte schon den Arm aus.

Dann las ich den Namen halblaut vor.

»Scaramanga. Antonio Scaramanga. Gibt seine Konzerte im Llewellyn-Stone-Theater.«

»Liegt das nicht in Soho?« fragte mich Suko.

»Genau«, antwortete Linkerton.

Soho! Der Fall hatte in Soho begonnen, und die Spur führte wieder in diesen Stadtteil.

Also dort…

»Ich glaube, Mr. Linkerton, durch Ihre Hilfe sind wir ein ganzes Stück weitergekommen. Hat Kronos Ihnen noch mitgeteilt, welch eine

Bewandtnis es mit diesem Scaramanga hat?«
»Er hat von einem musikalischen Genie gesprochen. Ein Dämon am Klavier, dem niemand widerstehen kann, wenn er seine Musik hört. Das ist natürlich Unsinn.«
»Würde ich nicht sagen. Es gibt Menschen, die durch ihr Talent andere so mitreißen können, daß sie alles dafür tun. Denken Sie an die Beatles oder an James Dean. Da sind Mädchen für in den Tod gegangen. Sie haben ihr Leben für das von ihnen angebetete Idol einfach weggeworfen. Wie ein Blatt Papier.«
»Und Sie glauben, daß dies bei Scaramanga ebenfalls der Fall ist?«
»Möglich.«
Peter Linkerton wirkte plötzlich sehr fahrig und nervös. »Meine Frau ist auch zu einem Konzert gegangen«, murmelte er.
»Sie denken an Scaramanga?« fragte ich.
Er überlegte. »Ich müßte eine Freundin anrufen.«
»Tun Sie das. Es geht um Leben und Tod.« Mit diesen Worten hatte ich wirklich nicht übertrieben.
»Ja, gut.«
Peter Linkerton suchte die Nummer hervor und telefonierte. Als abgehoben wurde, entschuldigte er sich wortreich und kam dann zu seiner Frage. Er hörte zu, bedankte sich und legte auf. Als er sich umdrehte und uns anschaute, war er blaß geworden.
Ich wußte Bescheid. »Sie ist zu einem Klavierkonzert gegangen?«
»Ja, Mr. Sinclair. Ins Llewellyn-Stone-Theater…«

***

Die Uferwiesen waren feucht. Bis vor kurzem hatte die Themse noch Hochwasser geführt und Überbleibsel davon lagen als kleine Seen oder Tümpel in der flachen eintönigen Flußlandschaft.
Der Nachtwind blies den einsamen Spaziergängern ins Gesicht und brachte den Geruch von Schlick und fauligem Wasser mit. Im Norden blinkten die Lichter des Stadtteils Pimlico, der von der breiten Grosvenor Road im Süden begrenzt wurde. Manchmal führte die auf Stelzen verlaufene Straße bis dicht an das Wasser heran, dann wich sie wieder zurück und überquerte zahlreiche Parkplätze, auf denen im Sommer die Wagen der Sonnenhungrigen standen, die sich am Ufer der Themse erholen wollten.
Doch jetzt war dieser breite Streifen leer und verlassen. Keine Menschenseele ließ sich blicken, bis auf die beiden einsamen Wanderer.
Und Jane Collins war auch nicht freiwillig da. Antonio Scaramanga hielt sie am Arm gepackt.
»Wo bringen Sie mich hin, zum Teufel?« fragte sie mindestens zum zwanzigsten Mal.

Der Pianist blieb stehen. Er deutete mit der Hand nach vorn, in die Schwärze hinein. »Siehst du was?«

»Nein.«

»Dort hinten beginnt ein Damm. Und darauf stehen Wohnwagen und Wohnmobile. Das ist unser Ziel.«

Endlich wußte Jane Bescheid. Viel damit anfangen konnte sie trotzdem nicht. Wenn sie in einem herumstehenden Wohnwagen eingesperrt wurde, gab es wohl kaum eine Chance, daß sie jemand befreite. Denn wer sollte sie da finden?

Ein Trampelpfad führte zum Damm hoch. Er war ziemlich glitschig, vom Regen und Hochwasser aufgeweicht.

Doch auf dem Damm wurde es besser. Hier hatte man Kies gestreut, um eine einigermaßen feste Unterlage zu bekommen. Die Schritte der beiden knirschten. Jane fror. Sie fühlte sich zwischen all den Wagen nicht wohl. Sie kamen ihr direkt unheimlich vor, diese kahlen Zivilisationsprodukte, die den Winter über standen und nur im Sommer benutzt wurden.

Alle Arten und Preisklassen waren vertreten. Kleine zweirädrige Wohnanhänger und elegante Wohnmobile, für die der Käufer ein kleines Vermögen hinlegen mußte.

Die Gänge zwischen den Wohnwagen waren eng. Jane sah, daß dieser Ort wirklich nur als Abstellplatz diente, daß im Sommer die Wagen dann von hier aus zum Fluß oder in dessen unmittelbare Nähe gefahren wurden.

Etwas huschte an ihren Füßen vorbei, und Jane schrie auf.

Scaramanga lachte. »Eine Ratte«, sagte er. »Mehr nicht.«

Sie gingen weiter.

Jane mußte vorgehen, während Scaramanga ihr seine Hände auf die Schultern gelegt hatte. Sie spürte den harten Griff und wunderte sich darüber, daß diese schlanken Finger so fest zupacken konnten.

Dann erreichten sie Scaramangas Wagen.

Er war ein Prunkstück.

Ein Wohnmobil der obersten Preisklasse.

Der Dämon griff in die Tasche und holte einen Schlüssel hervor. Er mußte die Tür noch auf konventionelle Weise öffnen, nicht auf magische.

Er bückte sich und schob den Schlüssel in das Schloß.

Da sah Jane ihre Chance.

Sie fühlte sich nicht mehr bewacht, wirbelte auf dem Absatz herum und rannte weg.

Ehe Antonio Scaramanga richtig begriff, was geschehen war, konnte er Jane schon nicht mehr sehen. Wie ein Wiesel war die blondhaarige Detektivin an dem Wohnwagen vorbeigelaufen und um die nächste Ecke gewischt.

Jetzt befand sie sich auf einem schmalen Pfad zwischen den abgestellten Wagen.

Der Pianist fluchte. »Gib dir keine Mühe!« rief er, »ich kriege dich doch!«

Jane hörte nicht auf ihn, sondern lief weiter. Sie huschte abermals um eine Ecke und vergaß auch nicht einen Blick nach oben zu werfen, denn sie hatte die Fähigkeit des Dämons, sich verdoppeln zu können, nicht vergessen.

Noch drohte ihr keine Gefahr, und Jane Collins atmete auf.

Sie drückte sich in einen Spalt zwischen zwei abgestellten Wagen, stolperte aber über eine querstehende Deichsel und wäre im letzten Moment noch hingefallen, wenn sie sich nicht abgestützt hätte. Jane schluckte die Beschimpfungen herunter, die ihr auf der Zunge lagen.

Eng an die schmutzige Wand eines Wohnwagens gepreßt, stand sie da und lauschte. Sie hoffte, daß sich Scaramanga durch irgendwelche Geräusche verraten würde, aber die Hoffnung erfüllte sich nicht.

Dann vernahm sie über sich das Lachen.

Jane ruckte herum, riß den Kopf in den Nacken und sah Scaramanga auf dem Dach des Wagens hocken.

Oder war es sein Doppelkörper?

Wieder lachte er.

Diesmal aus einer anderen Richtung – und zwar hinter ihr.

Jane Collins gab auf.

Dieser Antonio Scaramanga war stärker. Sie kam nicht gegen ihn an. Resignierend hob sie die Schultern und ließ die Arme wieder fallen. Dabei klatschten ihre flachen Hände gegen die Verkleidung des Wagens. Das dabei entstehende Geräusch hörte sich an wie der Gong zur letzten Runde.

Und die war für Jane Collins eingeläutet worden.

Leichtfüßig schwang sich der Dämon vom Dach und schwebte neben Jane zu Boden.

Sein Originalkörper näherte sich von der anderen Seite, und schon waren die beiden wieder vereint.

»Kommst du freiwillig mit?« fragte er.

Jane Collins nickte resignierend. »Ja.«

Diesmal unternahm sie keinen Fluchtversuch. Sie wehrte sich auch nicht, als Scaramanga sie in sein luxuriöses Wohnmobil drängte. Es war so hoch, daß zwischen Janes Kopf und der Decke noch zwei Handbreiten Platz blieb.

Die Wände des Wohnmobils waren von innen mit wertvollen Hölzern getäfelt. Es gab mehrere Schlafstellen, sogar TV und eine Stereoanlage. Die eingebaute Küche war ebenso selbstverständlich wie die Toilette und die Dusche.

Jane mußte sich auf eine der Liegen setzen. Scaramanga nahm ihr

gegenüber Platz. Er begnügte sich mit einem Hocker.
Sekundenlang schauten sie sich an.
Jane fragte sich, was dieser Mann mit ihr vorhatte, aber sie war zu stolz, um zu sprechen. Er würde sicherlich von selbst damit herausrücken.
Was er auch tat.
»Ich wußte, daß du meine Gefangene wirst«, sagte er.
»Woher?«
Jetzt lächelte er und erinnerte Jane dabei an einen Schulbuben, der stolz auf seinen gelungenen Streich ist. Er schaltete eine Wandleuchte ein und drehte sie dann so, daß der Strahl genau auf seinen Unterkörper fiel.
Jane war aufgefallen, daß er Handschuhe trug. Nun zog er den rechten aus.
Flach legte er seine Hand auf den am Boden befestigten Tisch zwischen ihnen.
»Sieh dir die Hand genau an«, flüsterte er.
Jane tat dies. »Und?« fragte sie.
»Schau auf die Nägel!«
Jane Collins senkte den Kopf und sah genauer hin. Noch immer konnte sie nichts Außergewöhnliches an dieser Hand feststellen. Sie war wie jede andere auch. Vielleicht waren die Finger etwas kräftiger ausgebildet, aber sonst…
»Achte auf die Nägel!«
Janes Blick wanderte.
Da! Jetzt sah sie es ebenfalls. Die Nägel, die vorhin noch gelblich braun schimmerten, änderten ihre Farbe.
Es entstanden dort schlierenförmige Gebilde, die sich hin und her bewegten, zuerst ein großes Durcheinander bildeten, dann aber klarer und transparenter wurden. Schließlich zeigten sie Bilder und Personen.
Personen, die Jane kannte.
Ein Mann mit blonden Haaren.
Ein Chinese…
Und dann sie selbst.
Sie sah sich in diesem Wagen, doch von den anderen beiden sah sie nur die Gesichter. Sie waren dazu noch nebelhaft und verschwommen. Schließlich blieb nur noch Sukos Bild zurück.
Scaramanga wurde unruhig. »Etwas stört die Magie. Etwas, das ich auch schon bei der ersten Begegnung mit diesem Sinclair gespürt habe. Weißt du, was es ist?«
»Nein!«
Scaramanga glaubte ihr nicht. »Er muß ein Relikt der Weißen Magie bei sich tragen, wenn das Bild nicht klar durchkommt.« Scaramanga

stieß einen Fluch aus. »Ich kann nicht sehen, wo sie sich im Augenblick befinden, und das macht mich wütend.«

Er murmelte eine Beschwörung, und die Bilder verschwanden. Seine Hand schaute wieder völlig normal aus.

»Welch einen Auftrag führen Sie durch?« wollte Jane Collins wissen.

Scaramanga schaute sie mit einem glühenden Blick an. Dann sagte er: »Ich fasziniere die Leute durch mein Spiel. Es ist so fantastisch, daß ich für alle, die mir zugehört haben, ein Idol bin. Sie würden alles für mich tun. Mein Spiel nimmt sie gefangen. Und sie tun alles für mich.« Scaramanga beugte sich vor und kicherte böse. »Sie gehen sogar für mich in den Tod.«

»Aber was hat ihr Tod für einen Sinn?«

»Sinn?« Seine Augen wurden so groß, daß Jane das Gefühl hatte, in dunkle Wagenräder zu schauen. »Ich kann dir sagen, was es für einen Sinn hat. Diese Frauen und Mädchen, die für mich in den Tod gegangen sind, haben mir eins gegeben. Ihr Vermögen. Und da die Seele eines Selbstmörders von den Kräften des Lichts nicht aufgenommen wird, bekommt der Teufel sie. Mit anderen Worten: Ich, Antonio Scaramanga, führe ihm Seelen zu. Und er sorgt dafür, daß ich mit irdischen Gütern entlohnt werde.«

»Das also ist es!« flüsterte Jane. »Aber warum haben Sie dann mich entführt. Ich besitze nichts, bin keine Millionärin, und ich erbe auch kein Vermögen.«

»Ich habe dich genommen, weil du mir gefährlich werden kannst«, erwiderte Scaramanga. »Du und deine Freunde sind meine Feinde. Denn sie sind die Gegner der Hölle!« Er hob beide Arme und klatschte seine Hände gegeneinander. »Nun, der Satan hat mir noch etwas mitgegeben. Die Gabe der Bilokation. Ich kann also an zwei Orten zur gleichen Zeit sein. Allerdings immer nur für wenige Minuten, weil sich der andere feinstoffliche Körper dann auflösen würde. Eine hübsche Beigabe, die meinen Feinden schon sehr viel Kopfzerbrechen bereitet hat. Aber wenn ich dich so vor mir sitzen sehe, kommt mir ein Gedanke, den ich eigentlich in die Tat umsetzen sollte. Ich werde für dich allein etwas spielen. Denn du sollst ebenfalls in den Genuß meiner Musik kommen. Du sollst wie die anderen berauscht sein, damit du für mich, deinen Herrn und Meister, alles tust.«

»Wie dieser Werwolf, nicht wahr?«

»Genau. Durch Yüroschs Dummheit hat leider alles seinen Anfang genommen. Aber ich werde den Fehler ausbügeln.«

»Wo steckt er denn?« fragte Jane. Ihre Stimme klang noch sehr sicher. Sie war überzeugt davon, daß sie dem Spiel widerstehen konnte, daß es diesem Mann nicht gelang, sie mit seinem Spiel zu verhexen.

»Er wird im Laufe der Nacht hier eintreffen.« Scaramanga erhob sich.

»Aber dann wirst du ihn nicht als Feind, sondern als Freund begrüßen.«
»Ich glaube kaum, daß es soweit kommen wird. Meine Freunde sind nicht faul. Sie geben nicht auf. Sie werden mich retten.«
»Woher sollen Sie wissen, wo du dich aufhältst?«
Jane gab keine Antwort auf Scaramangas Frage.
»Schade nur, daß ich nicht sehen konnte, was sie jetzt machen. Es hätte mir bestimmt Freude bereitet, sie in ihrer Angst um dich erleben zu dürfen.«
Er ging ein paar Schritte nach vorn und zog einen Vorhang zur Seite.
Dahinter stand ein Klavier.
Behutsam, als hätte er Angst, etwas zu zerstören, klappte Scaramanga den Deckel hoch.
Dann holte er sich den Hocker heran, nahm darauf Platz und begann zu spielen.
Es war die Melodie des Teufels…

***

»Verschlossen!« stellte Suko trocken fest, als wir vor der Tür des Theaters standen.
Ich nickte und ließ meine Blicke an der Fassade emporwandern. Viel gab es da nicht zu sehen. Das Llewellyn-Stone-Theater war kein besonders großer Bau. Eingekeilt zwischen zwei abbruchreife Häuser fristete der ehemalige Musentempel ein recht bescheidenes Dasein. Normalerweise wäre es für den begnadeten Künstler Antonio Scaramanga unter seiner Würde, in solch einem Schuppen aufzutreten. Aber für dunkle Zwecke war dieses im finsteren Soho liegende Theater bestens geeignet.
Das wußte auch Scaramanga.
Die große Eingangstür war zu. Ich rüttelte noch einmal fest an der Klinke, aber die Tür blieb verschlossen.
Es war ruhig in dieser Straße. Hier gab es keine Kneipen, Lokale und Amüsierschuppen. Die Häuser, die hier noch standen, warteten auf ihren Abbruch.
Leerstehende Fabrikhallen zeugten von der miesen Konjunktur, in der sich das Land momentan befand.
Es war ein Trauerspiel.
Doch es gehörte nicht zu meinen Aufgaben, darüber nachzudenken. Suko hatte den Platz an der Eingangstür verlassen und schlich an einer Brandmauer entlang. Dann blieb er stehen und winkte mir zu.
Ich ging zu ihm.
Suko deutete auf eine schmale Pforte. »Ein Seitenausgang.«
»Offen?«
Er grinste. »Hätte ich dich sonst gerufen? Bitte. Schönheit geht vor,

mein Lieber.«
»Ha, ha.« Ich drückte auf die Klinke. Quietschend bewegte sie sich nach unten. Ich verzog das Gesicht, weil ich bei dem Geräusch eine Gänsehaut bekam.
Mit der linken Hand drückte ich die Tür auf, in der rechten hielt ich meine Beretta schußbereit.
Ich konnte sie wieder wegstecken.
Ein Hof lag vor uns. Leer, vom Mondlicht beschienen. Hinter mir drückte Suko die Tür wieder ins Schloß. Dann deutete er zu einem Fenster hoch, aber ich hatte den matten Lichtschein bereits bemerkt, der hinter der Scheibe schimmerte.
»Es ist also doch jemand da«, flüsterte Suko.
Vor der Scheibe mußte irgendein Vorhang oder Tuch hängen, denn der Schein sah ziemlich gefiltert aus.
Ich ging ein paar Schritte vor und stieß plötzlich gegen eine Latte oder einen Balken, der auf dem Boden lag. In der Dunkelheit hatte ich ihn nicht gesehen.
Ich schaute genauer hin.
Es war ein Spaten.
Nun spielte ich Sherlock Holmes und dachte nach.
Ein Spaten lag auf dem Boden. Das kam nicht von ungefähr. Ich bückte mich abermals, schaute mir das Spatenblatt an und stellte fest, daß daran noch frische Erdkrumen klebten.
Jemand hatte gegraben.
Oder etwas vergraben?
»Suchst du was?« fragte mich Suko. Er kam zu mir.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe schon etwas gefunden.« Dabei deutete ich auf den Spaten.
Suko kratzte sich am Kopf. »Ein Garten ist das ja nicht hier«, meinte er.
»Nein.« Ich ging weiter. Gegenüber der Eingangstür befand sich die Westseite des Theaters. Bis zum Dach waren es zwei Stockwerke.
Plötzlich sanken meine Füße etwas ein.
Sofort blieb ich stehen.
Mit der Bleistiftlampe leuchtete ich die Stelle ab.
Frisch umgegraben.
»Da ist es ja schon«, sagte ich und winkte Suko herbei. Er hielt den Spaten in der Hand.
»Schau mal nach«, sagte er.
Ich nahm den Spaten und fing an zu graben, während Suko seitlich neben mir stand und das Fenster im Auge behielt. Es fehlte uns noch, daß wir jetzt entdeckt wurden.
Niemand zeigte sich.
Hastig stieß ich das Blatt in die Erde und spürte schon sehr rasch

geringen Widerstand.

Ich schluckte, denn mir war auf einmal klar, was dort vergraben lag. Vorsichtig grub ich weiter, und dann sah ich die helle Haut einer Hand schimmern.

Es war eine schmale Frauenhand.

»Denkst du das gleiche wie ich?« raunte mir Suko ins Ohr.

»Ja, da liegt Mrs. Linkerton.«

Wir legten den Kopf frei. Peter Linkerton hatte uns zwar kein Bild seiner Gattin gezeigt, doch ich war überzeugt, daß die Tote seine Frau war.

Die Augen waren noch weit aufgerissen. Das Entsetzen, das sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens empfunden hatte, zeichnete noch ihre Züge.

»Jetzt bin ich nur gespannt, welch eine Erklärung wir bekommen«, sagte ich und deutete dabei auf das erleuchtete Fenster.

»Falls jemand da ist.«

»Das hoffe ich doch.«

Wir suchten und fanden auch eine Tür, durch die wir ins Innere des Theaters gelangten.

Es war grabesstill.

Nur hin und wieder knackte irgendwo etwas. Manchmal hörte ich auch das Tappen zahlreicher kleiner Füße.

Hier mußten irgendwo Mäuse sein.

Auf Zehenspitzen bewegten wir uns voran. Im Strahl meiner Lampe tanzten Millionen von Staubpartikeln. Der typische Bühnengeruch drang in unsere Nasen. Eine Mischung aus Schweiß, Puder und abgestandener, verbrauchter Luft.

Wir schlichen an vergilbten Kulissen vorbei und sahen den Wegweiser an der Wand, der zur Bühne zeigte.

Da wollten wir nicht hin.

Die entgegengesetzte Richtung schien uns die richtige zu sein. Wir täuschten uns nicht und standen schon bald vor einer Steintreppe, die nach oben führte.

Ich nickte Suko zu.

Langsam ging ich voran. Wieder hielt ich meine mit Silberkugeln geweihte Beretta in der Hand.

Stufe für Stufe nahmen wir und standen dann in dem Gang, in dem auch die Garderoben lagen.

Es brannte kein Licht auf dem Flur, aber durch die Türritze des Zimmers, dem unserr Besuch galt, drang ein schmaler Lichtstreifen in den Gang.

Wir wurden noch vorsichtiger und hielten uns dabei so eng an der Wand, daß wirklich keine Diele unter unseren Füßen knarrte. Je näher wir der Tür kamen, um so mehr änderte sich der Geruch. Die muffige

Luft wurde von einem penetranten Gestank verdrängt.
Einem Raubtiergeruch…
Raubtier?
Der Werwolf.
Ja, ein Werwolf roch so. Ich selbst hatte mit ihm gekämpft, war nahe genug gekommen, um seine Ausdünstung riechen zu können.
Und hier fand ich sie wieder.
Wir standen vor der entscheidenden Spur.
Meiner Meinung nach bestand keine Veranlassung, daß der Werwolf die Garderobentür abschloß.
Suko und ich bauten uns vor der Tür auf.
Ich nickte meinem Partner zu, dann legte ich die Hand auf die Klinke, atmete noch einmal tief durch und riß die Tür wuchtig auf…

***

Antonio Scaramanga begann zu spielen.
Spielerisch leicht glitten seine Finger über die Tastatur. Er schien die Tasten kaum zu berühren, und Jane mußte sich eingestehen, daß dieser Dämon wirklich ein Meister seines Fachs war.
Ein Genie, das vom Teufel gelenkt wurde.
Leicht vornübergebeugt saß er da. Sein hartes Profil zeichnete sich im Gegenlicht der Lampe ab, die Lippen waren zusammengepreßt, und Jane sah das eckige Kinn vorspringen.
Sie wußte nicht, welcher Meister das Stück geschrieben hatte, aber die Töne waren weich und melodisch, drangen in ihr Gehirn und brachten dort nie gekannte Saiten zum Klingen.
Die Faszination erfaßte auch Jane Collins.
Scaramanga lächelte im Bewußtsein seines Sieges, denn er wußte, daß ihm und seinem Spiel auch die blondhaarige Frau nicht widerstehen konnte.
Aus einer Gegnerin würde eine Anhängerin werden.
Da war er hundertprozentig sicher…
Und er spielte weiter. Er riß Jane Collins förmlich in den Strudel hinein, nahm sie mit seinen Melodien gefangen und machte sie zu einem willenlosen Werkzeug.
Langsam wurde sein Spiel ruhiger. Die Klänge waren nicht mehr so aufpeitschend und aufdringlich, eher weicher und einschmeichelnder. Janes Gesicht hatte einen entrückten Ausdruck angenommen, ihre Augen zeigten einen umflorten Blick, die Blicke schienen in unendliche Fernen gerichtet zu sein.
Jane Collins stand unter dem Bann des Dämons…
Mit einem letzten, furiosen Akkord endete das Spiel.
Stille…
Jane saß auf der Liege. Ihre Hände lagen auf den Oberschenkeln, die

Lippen zeigten ein Lächeln…

Scaramanga stand auf.

»Jane«, sprach er sie an.

Die Detektivin wandte den Kopf. Aus einem Impuls heraus wollte sie aufbrausen, als sie in das Gesicht schaute, das ihr eigentlich so widerwärtig war, doch dann kam es über sie, und sie gehorchte dem zwingenden Blick seiner dunklen, hypnotisch wirkenden Augen.

»Was ist, Meister?«

Sie brachte das letzte Wort glatt über ihre Lippen, und Scaramanga nickte zufrieden.

Er beugte seinen Oberkörper und ging vor ihr in die Knie. Seine Hände legten sich auf die ihren.

»Du gehörst zu mir, Jane?«

Auf Janes Stirn bildete sich eine nachdenkliche Falte. »Wenn du – wenn du…«

Irgendwie befand sich in ihrem Innern noch eine Sperre, und Scaramanga war nicht ganz zufrieden.

»Sag, daß du zu mir gehörst!« zischte er.

Die Falte vertiefte sich. Scaramanga umfaßte Janes Schultern. »Ich will eine Antwort.«

»Ja…«

Wie ein Hauch drang das Wort über Janes Lippen, und Scaramanga stellte die nächste Frage.

»Willst du für mich alles tun?«

Nicken.

»Würdest du auch für mich töten?«

»Ja, Meister.«

»Und sterben?«

Da leuchteten Jane Collins Augen auf und sie rief: »Ich gehe für dich in den Tod!«

Antonio Scaramanga hatte gewonnen!

***

Mit der Startgeschwindigkeit einer Rakete flog ich in das Zimmer hinein, wirbelte nach rechts zur Seite weg und blieb mit angeschlagener Waffe in Combat-Stellung stehen.

Suko machte das gleiche auf der linken Seite, so daß wir unseren Gegner in der Zange hatten.

Der Mann hatte vor dem Spiegel gestanden und war völlig verstört und erschreckt herumgefahren, als wir in die Garderobe stürmten.

Jetzt irrten seine Blicke zwischen Suko und mir hin und her. Ich richtete die Mündung der Waffe auf ihn. Der Raubtiergeruch war intensiver geworden, und ich war nun vollends davon überzeugt, einen Werwolf vor mir zu haben.

Ich machte ihm auch gleich klar, was er zu erwarten hatte, wenn er nicht spurte.

»Die Waffe ist mit Silberkugeln geladen, mein Freund«, sagte ich hart. »Und geweihtes Silber ist für Kreaturen wie dich tödlich. Ich hoffe, du weißt es!«

Er sagte nichts und nickte auch nicht. Er hob nur beide Hnäde in Schulterhöhe und deutete mit den Zeigefingern auf seine Ohren.

Was sollte das bedeuten?

Suko löste das Rätsel. »Der ist taub«, sagte er.

Der Mann mußte ihm die Worte wohl von den Lippen abgelesen haben, denn er nickte.

Ich schaute ihn an.

Er sah aus wie ein Orientale. Ich schätze, daß er die türkische oder persische Staatsangehörigkeit besaß. Er war nicht sehr groß, aber kompakt gebaut, und als ich in seine Augen sah, da wurde mir klar, daß er noch längst nicht aufgegeben hatte.

Sein haßerfüllter Blick sagte genug.

Ich ging einen Schritt auf ihn zu. »Erzähle uns nicht, daß du nicht verstehst, was wir sagen, wir glauben dir nicht. Wir wissen aber, mit wem wir es zu tun haben. Und daß wir beide schon einmal miteinander gekämpft haben, weißt du auch. Allerdings möchte ich von dir wissen, wo dein Chef, dieser Antonio Scaramanga steckt.«

Er hob die Schultern.

Ich wußte, daß es nicht leicht sein würde. »Wie heißt du?« fragte ich ihn.

»Yürosch!«

»Bist du Türke?«

»Ja.«

»Und ein Werwolf!«

Er nickte.

Ich sah auf seinen nackten Armen die feinen Härchen wachsen, die schon fast einem Pelz glichen. Und ich bemerkte, wie sie sich sträubten. Er mußte unter einer ungeheuren Spannung stehen.

»Also, wo ist Scaramanga?«

»Nichts. Ich weiß es nicht.«

Ich nickte. »Okay, du weißt also nichts.« Mit der linken Hand griff ich unter mein Hemd und zog das Kreuz hervor.

Erschrecken blitzte in seinen Augen auf.

Mein Lächeln war kalt, als ich sagte: »Du weißt also Bescheid, das ist gut…«

»Nimm es weg!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein!«

Er schaute mich an, dann wieder das Kreuz. Ich bemerkte auch seinen raschen Blick zur Tür, aber dort stand Suko wie ein Felsen und

versperrte ihm den Ausgang.
Yürosch saß in der Falle.
Jetzt mußte er Farbe bekennen.
Langsam hob er den rechten Arm. Unwillkürlich spannte sich meine Haltung, doch er wollte nicht angreifen, sondern nur seine Augen vor dem Anblick des Kreuzes schützen.
Es war klar, daß es ihm körperliche Schmerzen bereitete, obwohl er es noch nicht einmal berührte.
In diesem Kruzifix, dessen Geheimnis erst vor kurzem gelüftet worden war, steckte die Macht des Guten. Die vier Haupterzengel hatten dort ihre Monogramme hinterlassen und das Kreuz mit einer ungeheuren Weißen Magie aufgeladen, so daß es in der Lage war, die Mächte der Finsternis zu vernichten.
Für mich war es der große Lebensretter.
»Wo ist er?« Stahlhart klang meine Stimme.
Yürosch schüttelte den Kopf.
Er wollte nicht reden. Ich ahnte auch, aus welchem Grund. Die Angst vor seinem Meister war noch größer, als die vor dem Kreuz. Aber Scaramanga war weit entfernt. Er konnte ihm jetzt nicht mehr helfen. Wir jedoch mußten so rasch wie möglich herausbekommen, wo er steckte. Denn Jane Collins befand sich in seinen Klauen.
»Ich frage dich zum letzten Mal? Wo steckt Scaramanga?«
Er las mir jedes einzelne Wort von den Lippen ab, und ich war sicher, daß er mich auch verstanden hatte.
Yürosch gab nach.
Er nickte, und ich sah den Schweiß auf seiner Stirn glänzen. »Gut, ich werde es sagen«, erwiderte er mit schwacher, kaum zu verstehender Stimme. Dabei sank sein Oberkörper zusammen. Er erinnerte an einen Ballon, aus dem die Luft entwichen war. »Scaramanga befindet sich…«
Da schnellte er vor.
Er schrie wütend auf, griff gleichzeitig hinter seinen Rücken und hielt plötzlich ein Messer in der Hand.
Wuchtig rammte er die Klinge vor.
Ich schoß.
Es war eine reine Reflexbewegung, nur so konnte ich mein Leben retten.
Auch Suko hatte gefeuert, aber seine Kugel fehlte und zertrümmerte den Spiegel. Der Scherbenregen ergoß sich über Yürosch, als er zur Seite fiel und auf seine blutende Hand starrte, die meine Kugel getroffen hatte.
Aber es war kein normales Blut, das zu Boden tropfte.
Schwarz wie die Nacht.
Dämonenblut…
Das Messer hatte er verloren. Es lag neben ihm. Yürosch wälzte sich

über den Boden. Er schrie, und plötzlich begann die Metamorphose. Er verwandelte sich in einen Werwolf zurück.

Ich nutzte meine letzte Chance.

»Wo steckte Scaramanga?« Dabei fiel ich vor ihm in die Knie und umfaßte seine Schultern.

»Wohn… wagen«, krächzte er. »Am Themseufer…«

»Wo dort?«

Er bäumte sich auf. Ich spürte zwischen meinen Fingern das dichte Fell. Auch das Gesicht begann sich zu verändern. Die menschlichen Züge traten zurück, es bildete sich die Schnauze, und überall wuchs das Fell.

Ich schrie ihn an. »Wo?«

Unzusammenhängende Worte drangen aus seinem Maul. Mehr ein Keuchen und Grunzen, als menschliche Laute.

Ich strengte mich an, hörte genau zu und glaubte, das Wort Pimlico zu verstehen.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr ich ihn an.

»G-ro-sve--- ahhha…!« Er brüllte plötzlich los und Geifer schäumte vor seiner Schnauze.

Ich sprang zurück.

Der Werwolf starb.

Obwohl die Kugel ihn nicht ins Herz getroffen hatte, reichte die Kraft des Silbers aus, um ihn zu töten.

Die Verwandlung zu einem normalen Menschen setzte sofort nach seinem Tod ein.

Vor uns lag eine männliche Leiche, und der friedliche Ausdruck auf dem Gesicht bewies, daß er endgültig erlöst war.

Ich wischte mir über die Stirn.

»Hast du alles verstanden?« fragte Suko.

Ich nickte. »Ja, wenn ich mich nicht verhört habe, hat er den Vorort Pimlico genannt.«

»Und Grosvenor«, sagte Suko.

»Road«, fügte ich noch hinzu. »Er meint sicherlich die Grosvenor Road. Komm, wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Aber das Gelände dort ist groß…«

Ich war schon an der Tür und drehte mich wieder um. »Er hat von einem Wohnwagen gesprochen. Dort wird es sicherlich Abstellplätze geben. Wir fahren hin.«

Jetzt war auch Suko nicht mehr zu halten.

So schnell es ging, verließen wir das Theater und saßen schon zwei Minuten später in meinem Wagen.

Die Jagd war in die letzte Phase getreten…

***

Antonio Scaramanga war zufrieden. Jane Collins befand sich in seiner Hand. Sie tat genau das, was er wollte. Letzte Tests hatten bewiesen, daß sie zu allem bereit war.

»Ich möchte dir etwas geben«, sagte der Pianist.

Jane schaute ihn aus großen Augen an.

»Willst du nicht wissen, was es ist?«

»Doch.«

Scaramanga lächelte und verschwand im Hintergrund des Wohnwagens. Als er zurückkehrte, hielt er eine Waffe in der Hand.

Es war eine Pistole.

Eine spanische Astra.

»Nimm sie«, sagte der Pianist und reichte Jane Collins die Waffe hin. Die Detektivin spürte das kühle Metall an ihren Fingern, und sie zuckte zusammen.

»Was – was soll ich damit.«

»Erst einmal an dich nehmen.« Scaramanga ließ die Waffe in Janes geöffnete Handfläche rutschen.

Die Finger der Detektivin schnappten zu. Und so wie sie die Waffe hielt, war zu erkennen, daß sie nicht zum erstenmal eine Pistole in der Hand trug.

»Gefällt sie dir?« fragte Scaramanga.

»Ja.«

»Das ist gut.« Er strich Jane über das lange Blondhaar. »Und du kannst auch damit umgehen?«

»Natürlich.«

»Noch besser, meine Liebe. Was ist, wenn jemand kommt und mir ans Leben will?«

»Ich würde dich verteidigen.«

»Gegen wen?« fragte er.

»Gegen alle.«

»Auch wenn es deine besten Freunde sind?« Scaramangas Stimme klang lauernd.

»Auch sie dürfen dir nichts tun, Meister.«

»Gut, du bist gut«, flüsterte der Pianist. »Wir beide verstehen uns vortrefflich. Ich werde dir noch etwas vorspielen, und wenn jemand hereinkommt, dann schießt du.«

Jane nickte. Dann fragte sie: »Erwartest du Besuch?«

»Möglich, daß man versucht, dich zurückzuholen. Aber das wirst du verhindern.« Er senkte den Kopf. »Es ist etwas eingetreten, das mir überhaupt nicht gefallen hat. Ich sehe Yürosch nicht mehr auf meiner Hand. Es muß etwas passiert sein.«

»Und was?« fragte Jane leise.

»Wenn Yürosch nicht mehr zu sehen ist, kann das nur eins bedeuten: Jemand hat ihn geötet. Und dafür steht ein Name.«

»John Sinclair«, sagte Jane. Es klang haßerfüllt, wie sie den Namen aussprach…

***

Nahe der Vauxhall Bridge fuhren wir auf die Grosvenor Road. Diese breite Straße zog sich entlang des Nordufers der Themse hin.

Um diese Zeit – in den frühen Morgenstunden – herrschte so gut wie kein Betrieb. Auch eine Riesenstadt wie London mußte einmal zur Ruhe kommen und Atem schöpfen. Das geschah in den Morgenstunden, wenn auch die letzten Nachtschwärmer Kneipen und Lokale verlassen hatten. Auch die Bars hatten dichtgemacht, und wer jetzt noch unterwegs war, tat dies bestimmt nicht zu seinem Vergnügen.

Wie wir.

Suko saß neben mir und hatte den Einsatzkoffer auf den Knien stehen. Der Deckel war hochgeklappt. Seit kurzem beherbergte der Koffer auch die Dämonenpeitsche, eine äußerst wirksame Waffe, die wir Myxin abgenommen hatten. Durch diese Peitsche waren wir in der Lage, Dämonen mit einem Schlag in die Horror-Hölle zu befördern, nämlich dort, wo sie hingehörten.

Suko überprüfte unsere Waffen. Dort lag alles was von großer Wichtigkeit war. Der silberne geweihte Dolch, die magische Kreide, die gnostische Gemme, die Eichenbolzen verschießende Pistole und Weihwassergefäße.

Ich fragte mich allerdings schon seit geraumer Zeit, ob es ausreichte, nur diese Waffen zu besitzen, denn auch die Dämonen waren zahlreicher geworden und verstanden es immer besser, sich auf uns einzustellen.

Mit Silberkugeln war da oft nicht viel zu machen.

Nun, ich war froh, daß wir die Dämonenpeitsche hatten, obwohl sie uns gegen den Schwarzen Tod, unseren Supergegner, wohl auch nichts nutzen würde.

Um ihn zu erledigen, mußte man wohl eine besondere Waffe besitzen. Hoffentlich fand ich sie irgendwann einmal…

Meine Gedanken kehrten wieder in die Gegenwart zurück. Weg vom Schwarzen Tod und hin zu Scaramanga, der auch nicht ungefährlich war und uns durch seine Gabe der Bilokation vor große Probleme stellte.

Was hatte er mit Jane angestellt?

Er hatte andere Frauen auf teuflische Weise in seinen Bann gezogen. War ihm dies auch bei meiner Freundin gelungen?

Ich hoffte es nicht und zitterte um ihr Leben.

Sukos scharfe Blicke versuchten die Dunkelheit zu durchbohren. Er schaute nach links, wo sich die Fluten der Themse der Nordsee

entgegenwälzten. Der Schiffsverkehr ruhte. Die Schlepper und Kähne hatten angelegt, nur hin und wieder zerschnitt der Bug eines Polizeibootes das Wasser.

»Noch nichts zu sehen«, sagte mein Freund und klappte den Koffer wieder zu.

»Wir haben Pimlico auch noch nicht erreicht.«

Ich fuhr etwas schneller. Die grüne Instrumentenbeleuchtung ließ unsere Gesichter fahl und geisterhaft aussehen.

Am Himmel segelten dicke Wolken. Es sah wieder nach Regen aus. Kaum einmal drang der Mondschein auf die Erde. Das Wetter hatte sich in der letzten halben Stunde verschlechtert. Zudem war es windiger geworden. Auf dem Wasser blitzten helle Schaumkronen, wenn der Wind die Wellen übereinanderschlug.

»Jetzt müßten wir bald da sein«, sagte ich.

Suko nickte. Er hielt nur die Augen offen.

Dann rief er plötzlich: »Da ist ein Campingplatz.«

Jetzt sah ich ihn auch. Er befand sich zwischen dem Fluß und der Grosvenor Road. Die Wagen standen erhöht, so daß sie auch bei einer Überschwemmung nicht weggespült wurden.

Wir hatten unser Ziel erreicht!

Zum Glück brauchten wir den Wagen nicht auf der Straße stehenlassen. Nahe einer Peitschenleuchte entdeckte ich eine Abzweigung, die zum Uferstreifen hinunterführte.

Ich nahm Gas zurück, blinkte links und rollte in die Einbuchtung. Als Straße war sie höchstens nur in einer Länge von fünfzig Yard zu bezeichnen, danach wühlten sich die Räder durch feuchtes Gelände und wirbelten den Schlamm hoch.

Ich hatte die Scheinwerfer ausgeschaltet. Die Dunkelheit überfiel uns wie ein Teppich.

Die zahlreichen Wohnwagen- und mobile leuchteten fahl in der Dunkelheit. Sie sahen aus wie eine kleine Stadt für sich.

»Sind gar nicht mal so wenig«, meinte Suko und fügte noch hinzu: »Mist.«

Ich stoppte.

»He, was ist?«

»Den Rest laufen wir zu Fuß«, sagte ich und verließ den Wagen.

»Willst du die Peitsche nehmen?« fragte mein Freund.

»Nein, behalte sie.«

Ich war schon vorausgegangen. Die Sorge um Jane Collins trieb mich an, sie war sozusagen mein innerer Motor.

Suko holte mich ein. »Sollen wir uns teilen? Wir müssen wahrscheinlich alles durchsuchen.«

»Wäre das beste.«

Wir schritten den Damm hoch. Es war kälter geworden. Der Wind

fuhr unangenehm kühl unter unsere Kleidung. Ich erwartete, daß man mit unserem Kommen rechnete und stellte mich innerlich darauf ein.

Vor den Wagen blieben wir stehen.

»Du links, ich rechts«, sagte Suko.

Er wollte schon gehen, doch ich hielt ihn zurück.

»Was ist?«

»Hörst du nichts?«

»Nein.«

»Da spielt jemand Klavier«, flüsterte ich.

»Scaramanga!« Suko sagte das Wort mit allem Ernst zu dem er fähig war.

Wir blieben dicht vor den ersten Wohnwagen stehen und lauschten. Suko runzelte die Stirn. »Das muß weiter hinten aufklingen. Am Ende der Reihe.«

Ich nickte. »Komm!«

Wir huschten durch die engen Gassen zwischen den Wagen. Leider knirschte unter unseren Schuhen der Kies, so daß wir uns nicht lautlos fortbewegen konnten.

Und das Spiel wurde lauter, mit jedem Yard, den wir zurücklegten. Schon tauchten die ersten größeren Wagen auf. Es waren regelrechte Wohnmobile. Teure, rollende Häuser, mit allem Komfort ausgestattet. Und aus einem der Wagen drang das Spiel.

»Weiter links«, flüsterte Suko.

Dann standen wir vor der Tür.

Überlaut kam uns das Klavierspiel vor. Die einzelnen Akkorde dröhnten in meinen Ohren, und ich hatte das Gefühl, sie würden meine Sinne verwirren.

Ich krampfte meine Hand um das Kreuz.

Augenblicklich ließ der Druck nach.

Ein rascher Blick auf Suko zeigte mir, daß das Spiel an ihm auch nicht spurlos vorüberging.

Jetzt durften wir nicht mehr zögern.

Ich zog die Beretta.

»Los!« zischte ich…

***

Jane saß da und wartete. Ihr Gesicht wirkte wie eine lächelnde Maske. Einerseits lauschte sie dem Spiel, andererseits dachte sie an das Töten.

»Sie kommen!« sagte Scaramanga plötzlich, ohne sein Spiel zu unterbrechen. »Ich höre sie. Es sind zwei. Bist du bereit?«

»Ja!«

Dann – eine halbe Minute später. »Sie sind schon an der Tür, Jane!«

Die Detektivin hob die Pistole.

Scaramanga spielte weiter.
»Jetzt!« rief er. »Jetzt treten sie ein!«
Im nächsten Augenblick flog die Tür auf, krachte gegen die Wand, wurde zurückgeschleudert, und Jane Collins schoß…

***

Ich stieß die Tür auf, sprang die Stufe hoch, die zum Wagen führte, schaute in das Wohnmobil hinein, sah Jane Collins, die eine Waffe in der Hand hielt, bemerkte die Feuerblume vor dem Lauf und hörte dann den Schuß.
Mit allem hatte ich gerechnet – nur damit nicht.
Jane Collins schoß auf mich!
Im Bruchteil einer Sekunde war ich wie gelähmt, konnte keinen klaren Gedanken fassen, wartete auf den Schmerz und spürte dann den heftigen Schlag an der Stirn.
Es war die zurückschnellende Tür, die mich getroffen hatte. Und sie, man sollte es kaum für möglich halten, hatte auch die Kugel aus der Pistole abgehalten.
Das Geschoß steckte im Holz.
Wie ein kurzer, heftiger Blitzstrahl durchzuckte diese Erkenntnis mein Hirn, dann aber handelte ich.
Das Klavierspiel war mit einem disharmonischen Furioso verstummt. Ich trat wuchtig gegen die Tür, und hechtete dann flach in den Wagen hinein.
Jane schoß nicht zum zweiten Mal. Sie saß dort wie ein Denkmal. Steif und stumm.
Sie starrte an mir vorbei.
Ich hatte soviel Schwung drauf, daß ich nicht abbremsen konnte, gegen Jane prallte, ihren Pistolenarm zur Seite schlug und mit ihr zusammen zurückfiel.
Beide prallten wir gegen die Wand.
Erst jetzt erwachte die Detektivin aus ihrer Starre.
Sie schrie.
»Du willst den Meister töten! Du willst den Meister töten! Das lasse ich nicht zu, du…«
Sie war wahnsinnig und erinnerte mich in diesen Augenblicken an eine Furie. Sie versuchte, mir die Fingernägel durchs Gesicht zu ziehen, und nur mit großer Mühe gelang es mir, ihre Hände abzufangen.
Suko mußte sich inzwischen mit Scaramanga beschäftigen.
Der Dämon hatte seine Chance sofort erkannt und sich blitzschnell verdoppelt.
Bevor Suko schießen konnte, standen plötzlich zwei Scaramangas vor ihm.

Einer griff ihn an.
Der Geistkörper.
Angestachelt wurde er von dem Originalkörper. »Ja!« schrie Scaramanga, »gib es ihm. Los, schlag drauf! Der Teufel wartet schon auf ihn!«
Suko feuerte.
Überlaut blaffte der Schuß auf, doch die Kugel konnte den ätherischen Körper nicht verletzen.
Dann legten sich zwei Hände um Sukos Hals.
Der Chinese wurde zu Boden geschleudert. Wo er auch hingriff, er faßte ins Leere.
Und Antonio Scaramanga nutzte die Situation aus. Er trat Suko wuchtig auf die Hand, so daß der Chinese gezwungen war, die Waffe fallenzulassen.
Blitzschnell bückte sich der Dämon und hob sie auf.
Ich wurde immer noch von Jane Collins attackiert. Und Jane war eine gute Kämpferin. Sie kannte alle Tricks. Ich hatte sie ihr sogar beigebracht. Aber da standen wir im gemeinsamen Lager.
Mit einem gut gezielten Karateschlag versuchte sie mich außer Gefecht zu setzen. Ich parierte, und im Gegenzug gelang es mir, ihren Arm zu fassen.
Es tat mir selbst weh, aber es mußte sein, als ich ihren Arm herumhebelte.
Jane schrie auf. Sie mußte dem Druck mit ihrem Oberkörper folgen.
Dann stieß ich sie von mir. Sie prallte gegen die Wohnwagenwand und wirbelte sofort wieder herum.
Ihre Augen waren blutunterlaufen, als sie mich anstarrte.
»Ich bring dich um!« knurrte sie ganz tief in der Kehle. »Ich bring dich um, du…«
»Ruhig, Jane, sei ruhig…«
Da hörte ich Scaramanga schreien. »Jetzt bist du dran!«
Die Worte waren für mich ein Alarmsignal.
Auf der Stelle warf ich mich herum, sah Suko in einer verzweifelten Lage, und mir blieb nur noch eins.
Ich schoß.
Antonio Scaramanga brüllte auf, doch im gleichen Augenblick prallte Jane auf meinen Rücken.
Sie hatte sich abgestoßen.
Ich wurde nach vorn katapultiert, bekam aber wieder Halt und schleuderte Jane von mir.
Scaramanga wankte zurück. Mein Geschoß war ihm in die Schulter gefahren. Er hielt die linke Hand auf die rechte Schulter gepreßt. Zwischen seinen gespreizten Fingern sickerte das Blut.
Doch sein Doppelkörper kämpfte weiter.

Die Dämonenpeitsche lag auf dem Boden. Suko hatte sie verloren. Ich riß den Stab an mich, führte ihn einmal im Kreis, wartete, bis die drei Riemen hervorgeschlängelt waren, und schlug zu.

Der Doppelkörper wurde von allen drei Riemen voll getroffen.

Plötzlich blitzte es auf. Der ätherische Körper zuckte hoch, und ich sah schwarze Streifen genau dort, wo die Peitsche getroffen hatte.

Noch war er nicht erledigt.

Ich warf ihm mein Kreuz entgegen.

Ein Schrei.

Er tat mir in den Ohren weh. Der Doppelkörper manifestierte sich für den Bruchteil einer Sekunde, bevor der grelle Lichtblitz erfolgte und alles zunichte machte.

Da brach auch Antonio Scaramanga zusammen.

Schwer schlug er auf dem Boden auf. Dicht neben Jane Collins, die auf der Erde hockte und sich plötzlich verständnislos die Augen rieb.

»John«, sagte sie, »was war los?«

Ich ging zu ihr. »Nichts war los, Jane. Du hattest mich nur umbringen wollen.«

Ihr Gesicht werde ich mein Lebtag nicht vergessen…

***

Fünf Minuten später waren wir einigermaßen fit. Scaramanga lebte nicht mehr. Das Genie, das auf den Teufel vertraut hatte, befand sich nun endgültig in der Hölle.

Für alle Zeiten…

Die Verletzung war nicht tödlich gewesen, aber wahrscheinlich hatte der Tod des Doppelkörpers seinen eigenen bewirkt.

Jane Collins saß mit gesenktem Kopf am Tisch, während Suko sich seinen Hals rieb.

Ich rauchte eine Zigarette.

Von draußen drang ein frischer Wind in das Wohnmobil und kühlte unsere erhitzten Gesichter.

»Solch eine Nacht habe ich auch selten erlebt«, sagte Jane. »Schrecklich.«

Ich nickte. Sie hatte recht. Die letzten Stunden waren für uns alle schlimm gewesen. Aber ich dachte auch an Peter Linkerton. Er hatte nicht nur seine Frau verloren, sondern auch seine Tochter.

Wir lebten.

Und ich hoffte, daß dies auch noch einige Jahre so bleiben würde.

Jane stand plötzlich auf. »Ich möchte gehen, John«, sagte sie und nahm meine Hand.

Wir hatten nichts gegen ihren Vorschlag einzuwenden…

ENDE